Band 989 • 2,20 DM

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Das Erbe der Fremden

Band 989 • 2,20 DM

Ös 18 / Fr 2,20 / FF 10,00

L 2900 / hfl 2.90 / Pts 275

BASTEI ROMAN





Das Erbe der Fremden

John Sinclair Nr. 989

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 24.06.1997

Titelbild von Mónica Pasamón

Sinclair Crew

Das Erbe der Fremden

Der Mann mit der Baskenmütze atmete tief durch, bevor er sich in Bewegung setzte. Den letzten Bissen des Hamburgers hatte er hinuntergeschluckt und das Fettpapier in einen Korb geworfen. Hätte er es zu Boden fallen lassen, es wäre zwischen all dem Müll kaum aufgefallen.

Der Mann wußte um die Bedeutung seiner Aufgabe. Sein Schützling war eminent wichtig. Er durfte ihn auf keinen Fall aus den Augen lassen. Wenn ihm etwas passierte, würde es Schwierigkeiten geben.

Nein, daran wollte er erst gar nicht denken. Der Schützling war eine Frau. Eine junge Frau. Gerade mal erwachsen. Aber mit Fähigkeiten wie keine zweite. Die Frau hatte ihr Anderssein erst vor kurzer Zeit erkannt und war dementsprechend verwirrt gewesen. Bestimmt war sie nicht in der Lage, mit diesen Fähigkeiten umzugehen, dazu bedurfte es eines gewissen Trainings, einer Praxis, und der Mann mit der Baskenmütze wollte sie sicherheitshalber unter Kontrolle halten.

Celia Wayne war aus der U-Bahn gestiegen und über die Treppen an die Oberfläche gelangt. Sie hatte nach ihrer Flucht aus der privaten Klinik kein bestimmtes Ziel im Auge. Sie wollte einfach nur weg, um nicht gefunden zu werden. Deshalb war sie lange gefahren. Und man sah ihr an, in welcher Verfassung sie sich befand.

Die Gegend, in der sie sich befand, war nicht gut. Ein Stadtteil von London, mit dem man keine große Ehre einlegte, der auch kaum von Touristen besucht wurde. Die Themse war zu riechen, und kleinere Werften lagen in der Nähe.

In diese Richtung war Celia nicht gelaufen. Sie hatte sich an die Straße gehalten, deren Seiten von alten und hohen Häusern umsäumt wurden. Hier lebten Menschen, die sich durchs Leben schlugen. Hier gab es keinen Pomp, keine großartigen Gebäude und Kirchen. Hier traten Arbeitslosigkeit, Sozialkonflikte und Verbrechen offen zutage.

Der Mann mit der Baskenmütze urteilte über die Menschen nicht, denen er begegnete. Sie bewegten sich im Bereich ihrer Möglichkeiten und setzten sich aus den Personen zusammen, die man als das Erbe eines Kolonialstaates bezeichnete.

Der Mann wich Jugendlichen aus, die auf den Gehsteigen herumlungerten. Er bewegte sich so unauffällig wie möglich. Er ging dabei gebeugt, als würde er sich vor etwas schämen, aber sein scharfer, beinahe schon sezierender Blick ließ die junge Frau in der blauen Jeanskleidung nicht aus den Augen.

Er sah sie immer.

Grit Wayne ging schnell, wenn auch nicht immer geradeaus, da sie des öfteren anderen Menschen ausweichen mußte. Für einen zufälligen Beobachter hätte sie ziellos gewirkt. Der Verfolger war da wohl anderer Meinung.

Und dann war sie weg!

Für einen Moment stoppte der Mann seine Schritte. Er stand da und schaute sich um. Eine Frau mit vollen Einkaufstüten wäre fast gegen ihn gelaufen. Sie beschimpfte ihn, aber der Mann kümmerte sich nicht darum.

Da er sie nicht sah, überlegte er, wohin sie denn gegangen sein

konnte. Auf die andere Seite der Straße war die Frau nicht gelaufen, das hätte er gesehen. Aber auf seiner sah er sie auch nicht mehr, und Celia war sicherlich nicht im Boden verschwunden.

Für ihn kam nur eine Möglichkeit in Betracht. Sie war in einem der Häuser verschwunden. Das wollte der Verfolger auch nicht akzeptieren, weil er sich nicht vorstellen konnte, daß hier in dieser Gegend jemand wohnte, den die Frau kannte.

Nein, da mußte es eine andere Möglichkeit geben.

Er ging jetzt weiter. Schneller als zuvor. Den Blick leicht nach links gerichtet. Er stand unter Spannung, die sich bei ihm auch äußerlich bemerkbar machte. Sein Gesicht schien unter der Haut zu leuchten.

Die Haut selbst wirkte dünn, die Lippen blutleer, und die Pupillen sahen aus, als bestünden sie aus Stahlteilen.

Aus einer Einfahrt zwischen den Häusern rollte rückwärts ein Lastwagen auf den Gehsteig. Der Fahrer nahm keine Rücksicht. Die Fußgänger sprangen zur Seite, wenn auch schimpfend. Daß Fäuste gegen die Karosserie hämmerten, kümmerte den Fahrer nicht, aber der Verfolger wußte plötzlich, wo er nach seinem Schützling suchen mußte.

Er hatte Celia noch nicht gesehen. An ihrer Stelle wäre er auch in dieser Einfahrt verschwunden, um sich vor irgendwelchen Gefahren oder Verfolgern zu verstecken. Dabei glaubte er nicht daran, daß die junge Frau etwas von der Verfolgung bemerkt hatte. Sie hatte sich ja gar nicht umgedreht. Mit der Kühlerschnauze schaute der Wagen noch in die Einfahrt hinein. Der Mann mit der Baskenmütze war bereits darin verschwunden. Es war eine Lücke zwischen den Häusern, in der es widerlich roch, wo der Schmutz eine Heimat gefunden hatte und sich kein normaler Mensch wohl fühlen konnte.

Der Verfolger ging ziemlich schnell in den Hinterhof. An der rechten Seite schimmerte ein hoher Maschendrahtzaun.

Wieder kam er mit dem Weg der jungen Frau nicht zurecht. Welches Verlangen hatte sie auf einen Hinterhof getrieben? Einen Hinterhof, der ja auch zur Falle werden konnte.

Er merkte, daß sich die Dinge veränderten. Sehen konnte er noch nichts, aber er ging jetzt vorsichtiger weiter. Wie jemand, der auf der Hut ist.

Und dann hörte er die Schreie!

Der Mann lief schneller. Endlich erreichte er das Ende. Lief nicht auf den Hinterhof, sondern blieb stehen.

Er schaute – und lächelte…

***

Die Frau, die Suko und mir die Tür geöffnet hatte, mußte Grit Wayne sein. Persönlich hatten wir sie nicht gesehen, wir kannten uns nur

vom Telefon her, und diesem Gespräch nach zu urteilen, waren wir nicht die besten Freunde.

Sie hatte auch getrunken, denn vor ihrem Mund wehte der Alkoholgeruch wie eine Fahne. Ihr Gesicht zeigte einen lauernden Ausdruck. Das Haar war blond, aber gefärbt. Erste dunkle Strähnen kamen wieder hindurch. Grit Wayne sah eigentlich recht gut aus, aber sie wirkte auf uns mehr als mitgenommen. Sie trug einen dunkelroten Pullover und eine schwarze Stretchhose.

»Was wollen Sie?«

»Mrs. Wayne?«

»Bin ich.«

»Mein Name ist John Sinclair, und mich begleitet mein Kollege Inspektor Suko…«

Schon während der Worte veränderte sich ihr Gesichtsausdruck.

Sie verdrehte die Augen, stützte sich am Türpfosten ab, preßte die andere vor ihre Augen und schüttelte den Kopf. »Das ist doch nicht wahr! Sie schon wieder? Verdammt, was wollen Sie denn hier? Hat Ihnen die Telefoniererei nicht gereicht?«

»So ist es.«

Sie ließ die Hand wieder sinken. »Wenn Sie Celia suchen, Sinclair, sie ist nicht bei mir. Sie haben sie doch mit Ihrem dämlichen Besuch in der Klinik erschreckt. Ihretwegen ist sie verschwunden, abgehauen.« Sie bewegte die linke Hand hin und her, als wollte sie etwas zur Seite wedeln.

»Das wissen wir.«

»Schön, schön«, sagte sie kichernd. »Und was wollen Sie dann noch bei mir?«

»Reden.«

»Über was?«

»Zum Beispiel über Ihre Tochter, Mrs. Wayne.«

Sie winkte ab. »Die können Sie vergessen, Sinclair. Sie ist ihren eigenen Weg gegangen. Das alles muß schon lange in ihr gesteckt haben. Ich komme da nicht mehr mit.«

»Dieses *alles* interessiert uns«, sagte Suko.

Grit Wayne schaute meinen Freund an. »Tatsächlich, Meister? Soll ich Ihnen das glauben?«

»Es wäre wohl auch in Ihrem Interesse«, erklärte Suko.

»Dürfen wir denn eintreten?« fragte ich.

»Ja, kommen Sie, sonst reden die Nachbarn noch darüber, daß ich mit zwei Kerlen hier gestanden habe, während mein Mann im Ausland auf Montage ist.«

»Danke sehr.« Wir traten über die Schwelle. Grit Wayne gab den Weg frei. Sie schwankte nicht, aber sie hatte ordentlich getankt, das konnten wir riechen. Es war ein kleines Haus, in dem die Waynes

lebten. Die Frau führte uns in ein Wohnzimmer, das sehr geschmackvoll eingerichtet worden war. Helles Holz dominierte, nur die Glotze in der Einbauwand war dunkel. Die Sessel glichen mehr großen Stühlen mit grüngepolsterten Sitzflächen.

Die Frau bot uns Plätze an. Sie setzte sich so hin, daß sie uns beide im Auge behalten konnte, hob die Schultern und sagte abwehrend:

»Ich weiß nichts.«

»Aber Sie kennen doch Ihre Tochter«, erwiderte ich lächelnd.

»Die ist nicht mehr hier. Sie hat mich verlassen. Sie hat auch die Klinik verlassen, obwohl Dr. Gordon es gut mit ihr gemeint hat. Aber das lag nicht an ihm, sondern an Ihnen beiden, weil Sie sich eingemischt haben.«

»Können Sie das nicht verstehen?« korrigierte Suko. »Es war Dr. Gordon, der uns auf die Spur Ihrer Tochter brachte, denn für ihn ist diese Person ein Phänomen.«

Mrs. Wayne überlegte einen Moment, bevor sie sprach. »Das ist sie nicht nur für ihn.« Sie senkte den Kopf und flüsterte: »Für mich ist sie das auch geworden, darauf können Sie sich verlassen.« Dann schüttelte sie den Kopf. »Ich weiß nicht, was in sie gefahren ist, aber ich bin mit ihr nicht zurechtgekommen. Da kam etwas in ihr hoch, mit dem ich nie gerechnet habe.«

»Ist sie ein menschlicher Magnet?«

»Ja, Inspektor, so kann man sie bezeichnen.«

»Und Sie haben in all den Jahren nie etwas bemerkt, Mrs. Wayne? Sie waren schließlich die Mutter!«

»Adoptivmutter, bitte. Nicht die echte, das können Sie mir glauben, Mister.«

»Also gut, die Adoptivmutter. Aber Sie waren doch sehr lange mit Ihrer Tochter zusammen. In dieser Zeit hätten Sie Celia kennen lernen müssen.«

»Meint man«, murmelte Grit Wayne. »Das haben mein Mann und ich auch gedacht, wobei Peter mit der Erziehung nicht viel am Hut hatte. Er war ja häufig unterwegs. Auf Montage. Ich war praktisch allein für Celia verantwortlich.«

»Da ist Ihnen nie etwas aufgefallen?«

»Nein, das sagte ich doch schon.« Sie schüttelte unwillig den Kopf.

»Nichts, aber auch gar nichts ist mir aufgefallen. Ich weiß selbst nicht, ob ich zu dumm gewesen bin oder ob ich blind war. Ich habe jedenfalls nichts bemerkt, so leid es mir tut.«

»Bis auf…«

»Ja, ja, ja!« schrie sie los, sprang auf und setzte sich wieder hin.

»Bis ich plötzlich die fliegenden Bestecke in meiner Küche erlebte und mit ansehen mußte, wie sie von meiner Tochter angezogen wurden. Sie zog die Messer, Löffel und Gabeln an. Das Zeug prallte

gegen ihren Körper, aber es verletzte sie nicht, verstehen Sie?« Grit schlug gegen ihre Stirn. »Das Zeug klebte tatsächlich an ihr. Können Sie das begreifen?«

»Ja, das können wir«, erklärte Suko.

Grit Wayne hatte diese Antwort überrascht. »Wieso sagen Sie das so leicht? Wollen Sie mich auf den Arm nehmen?«

»Nein, Mrs. Wayne, wir haben es selbst erlebt, als wir Celia in der Klinik besuchten. Da ist es ihr dank ihrer geistigen Kräfte gelungen, uns zu entwaffnen. Die Pistolen wurden uns wie von unsichtbaren Fingern entrissen. Das ist eine Tatsache, und auch wir haben da unsere Probleme.«

Grit Wayne starrte uns an. Sie schüttelte den Kopf. Ihre Lippen zuckten, und sie schien nicht zu wissen, ob sie nun lachen oder weinen sollte. Schließlich hatte sie die entsprechenden Worte gefunden und fragte: »Was wollen Sie denn noch hier?«

»Aufklärung.«

»Ich kann nichts sagen.« Sie schlug mit den flachen Händen zugleich auf die helle Tischdecke, die als Raute auf der Tischplatte lag.

»Ich weiß es wirklich nicht.« Sie holte tief Luft. »Glauben Sie denn, mir würde es Spaß machen? Schauen Sie mich doch an! Ich sehe aus wie eine alte Frau. Vor einigen Tagen habe ich nicht so ausgesehen. Erst als ich die brutale Wahrheit erfuhr, da bin ich fast durchgedreht. Ich war nie eine große Trinkerin, obwohl das Alleinsein schon verdammt schlimm ist, denn mein Mann war ja fast immer weg. Ich tröstete mich damit, daß ja meine Tochter zu Hause war. Aber auch sie wurde älter und fing an, ihren eigenen Weg zu gehen.« Sie hob die Schultern. »Da habe ich dann hin und wieder zur Flasche gegriffen und mir den einen oder anderen Schluck gegönnt. Das sollten Sie wissen. Ich bin auch nicht mehr angeschlagen. Ich wäre es gewesen, wären Sie nicht gekommen, aber jetzt…«

Ihre Worte verloren sich, und sie schaute ins Leere.

Wir hatten Verständnis für Grit Wayne. Das Leben dieser Frau war nicht leicht gewesen, aber sie mußte sich jetzt entschließen, gewisse Grenzen zu überspringen. Ohne ihre Hilfe kamen wir nicht weiter.

Nach einer langen Pause hatte sich Grit Wayne wieder gefangen.

Sie schaute mich an und sagte: »Sie schweigen. Sind Sie geschockt, Mr. Sinclair?«

»Nein, nicht direkt. Wir hatten mit ähnlichen Problemen gerechnet.«

»Auch damit, daß Sie meine Tochter hier finden?«

»Nein, das nicht.«

Meine letzte Antwort hatte sie überrascht. »Verdammt, weshalb sind Sie dann gekommen?«

»Weil wir mit Ihnen über Ihre Tochter reden müssen.«

Sie winkte ab und sagte: »Hören Sie auf, da gibt es nichts zu bereden.

Sie ist normal aufgewachsen. Sie wurde von einer fast normalen Familie aufgenommen…«

»Nur fast?«

»Ja, zum Teufel, weil mein Mann doch so oft unterwegs war und es noch immer ist. Glauben Sie denn, wir hätten uns sonst dieses kleine Haus hier leisten können? Da hat Peter sich schon angestrengt, das kann ich Ihnen sagen.«

»Gut«, entgegnete ich und nickte wie jemand, der ein Thema abschließen will. So war es auch bei mir. »Uns geht es primär nicht um die Zeit oder um all die Jahre, in der Ihre Tochter bei Ihnen gelebt hat, wir möchten etwas anderes von Ihnen wissen.«

»Bitte, fragen Sie!«

»Wie war es damals?«

»Was meinen Sie?«

»Immer der Reihe nach, Mrs. Wayne«, sagte ich und hob die Arme. »Mit *damals* meine ich die Zeit, als Ihre Tochter Celia noch sehr klein gewesen ist. Sie war zwei Jahre alt, als sie von Ihnen und Ihrem Mann adoptiert wurde.«

»Sie sind gut informiert.«

»Das gehört zu unserem Beruf. Sie war also zwei«, wiederholte ich, »und jetzt meine Frage: Ich möchte von Ihnen wissen, was vor dieser Zeit war. Woher haben Sie Ihre Tochter geholt? Aus einem Waisenhaus vielleicht? War sie ein Findelkind?«

»So ähnlich, Mr. Sinclair.«

»Wie ähnlich?«

»Na ja, sie wurde abgegeben. Aber nicht bei uns, sondern in einem Heim.«

»Von wem?«

Da lachte sie über die Tischplatte hinweg. »Wenn ich das wüßte.«

Sie schüttelte den Kopf. »Wir kennen die Mutter oder die Eltern nicht. Man hat dieses kleine Kind bei Nacht und Nebel ausgesetzt.«

»Vor einem Heim?«

»Ja. Sie wurde zum Glück bald gefunden. Es war auch nicht zu kalt. Die Schwestern haben mir alles erzählt, und sie haben sich auch rührend um den Winzling gekümmert.«

»Sie blieb so lange bei den Schwestern, bis ein Elternpaar zur Adoption gefunden wurde?«

Grit Wayne bestätigte dies.

»Was gab man Ihnen mit auf den Weg?«

»Wie meinen Sie das?«

»Ich bin kein Experte, Mrs. Wayne, aber hat man Ihnen eventuell irgendwelche Ratschläge erteilt? Hat man Ihnen gesagt, welche Eigenheiten das Kind besitzt? Es gibt ja Menschen, die so etwas schon bei kleinen Kindern erkennen.«

»Mag sein, aber die Schwestern nicht. Sie haben Celia für ein völlig normales Kind gehalten, denke ich mir.«

»Aber Sie wissen es nicht?«

Grit Wayne wiegte den Kopf und verzog dabei das Gesicht, als hätte sie Essig getrunken. »Was heißt hier schon wissen, Mr. Sinclair? Es ist alles so lange her. An genaue Details kann ich mich nicht erinnern, wirklich nicht. Ich will Ihnen hier nichts vorspielen, aber das ist so. Man hat uns nur geraten, sehr gut auf Celia acht zugeben, und das haben wir unseren Möglichkeiten entsprechend getan. Wir haben sie nicht zu streng und auch nicht antiautoritär erzogen, sondern versucht, den goldenen Mittelweg zu finden.«

»Damit war Celia zufrieden?«

»Klar. Größere Probleme gab es nicht.«

Das konnte ich mir nicht vorstellen. »Auch nicht in der Pubertät, Mrs. Wayne?«

»Daran müßte ich mich erinnern.« Sie senkte den Blick. »Nun ja, Ärger gab es schon. Wäre ja unnormal gewesen, wenn wir diese Probleme nicht gehabt hätten. Aber im Prinzip ging alles glatt. Und wenn irgendwelche Typen hier antanzten, habe ich sie abfahren lassen. Da Sie Celia kennen, wissen Sie auch, wie hübsch sie ist.«

Das bestätigten wir.

»Mehr kann ich Ihnen nicht sagen. Ich weiß wirklich nicht, aus welchem Grund sie sich so verändert hat.«

»Der Grund steckt in ihr«, sagte Suko.

»Ach, meinen Sie?«

»Davon sind wir überzeugt.«

»Aber ich habe in all den Jahren nichts davon bemerkt«, sagte sie schon fast verzweifelt. »Nichts, nicht das geringste. Sie können mich hundertmal fragen, ich werde bei dieser Meinung blieben – sorry.«

»Und Celia hat sich in der letzten Zeit nicht verändert?«

Grit Wayne schaute Suko an. »Da fragen Sie mich was.« Sie hob die Schultern. »Ich weiß nicht so recht. Ich bin etwas verwirrt, denn es gab schon Anzeichen, wenn ich näher darüber nachdenke. Aber gesprochen hat sie mit mir nie darüber.«

»Was haben Sie denn bemerkt?«

»Sie schlief nicht mehr so gut. Auch tagsüber war sie unruhig.«

Grit Wayne mußte lachen. »Ich glaubte, daß sie verliebt gewesen ist. Ich war früher ja auch so. Aber wie gesagt, erste Anzeichen hat es gegeben.« Sie wechselte das Thema und sagte: »Sie sind Polizisten. Da ich am Abend oft allein bin, schaue ich halt in die Glotze. Ich sehe mir auch Krimis an und weiß, daß Polizisten immer nach einem Motiv suchen.«

»Das ist auch bei uns nicht anders«, erklärte ich.

»Sehr schön. Und welches Motiv sehen Sie bei meiner Tochter? Wo

würden Sie anfangen zu suchen?«
»Weit, weit in der Vergangenheit. Uns interessiert die Zeit vor der Adoption. Da könnte der Keim bereits in Celia eingepflanzt worden sein.«
Die Frau stieß die Luft aus. »Das ist – das ist, ich komme da nicht mit. Von wem denn?«
»Die Frage müssen wir offen lassen.«
»Aber nicht von den Nonnen?«
»Keine Ahnung. Wissen Sie, ob dieses Heim noch existiert?«
»Nein, aber ich glaube es nicht. Ich hörte von einer Auflösung, das wurde wohl zu teuer.«
»Gibt es denn noch jemanden, an den wir uns wenden können? Der noch Bescheid weiß?«
»Eine Schwester von damals. Die Oberin oder die Person, die sich intensiv um das Baby gekümmert hat.«
»Sie kennen den Namen?«
»Schwester Larissa.«
»Sehr gut.«
»Moment, Sie werden Mühe haben, die Frau zu finden. Das Heim wurde aufgelöst.«
»Was geschah mit den Schwestern?«
»Die sind bestimmt in die Klöster zurückgekehrt, und ich glaube, daß Schwester Larissa noch lebt.«
»Das läßt sich herausfinden, Mrs. Wayne.«
Sie war noch immer skeptisch. »Meinen Sie denn, daß dies die Spur ist, die zum Erfolg führt?«
Ich hob die Schultern. »Wir können es nur hoffen. Als Polizist tanzt man oft auf mehreren Hochzeiten. Aber Sie sollten uns die Daumen drücken.«
»Das werde ich tun. Auch in meinem und Celias Interesse. So wie sie kann man normalerweise nicht leben. Das ist ein furchtbares Erbe, finde ich.« Sie sank wieder zurück in ihre eigenen Gedanken und schüttelte den Kopf.
»Wissen Sie, welchem Orden die Schwestern angehörten?« erkundigte ich mich noch.
»Nein, das weiß ich nicht mehr. Aber die Mitglieder haben auch in den Krankenhäusern ihre Pflicht getan. Es waren keine Nonnen, die sich ausschließlich hinter Klostermauern verbargen und nichts vom Leben verstanden. Das Heim jedenfalls wurde kurz und knapp *Children’s Paradise* genannt. Alles andere habe ich vergessen, weil ich es auch vergessen wollte.«
Das konnten wir beide gut verstehen und nickten ihr zu. Sie bat uns noch, alles daranzusetzen, um Celia zu finden, gab aber dann zu, daß sie jetzt noch nicht wußte, wie sie sich der Tochter gegenüber

verhalten sollte.
»Versuchen Sie, Celia als normal anzusehen.«
»Kann man das noch, Mr. Sinclair? Muss ich nicht immer Angst haben, daß irgendwelche Gegenstände aus Metall durch die Luft fliegen und mich durchbohren?«
»Die Gefahr besteht durchaus«, gab ich zu, schränkte meine Antwort aber gleichzeitig ein, denn ich konnte mir vorstellen, daß eine Person wie Celia all die Gegenstände, die sie in Bewegung gesetzt hatte, auch kontrollierte. Somit reduzierte sich die Gefahr für Grit Wayne.
Mit dieser Hoffnung ließen wir sie zurück. Viel schlauer waren wir nicht geworden, und als wir im Rover saßen, schüttelte Suko den Kopf, bevor er sagte: »Wir kommen nicht ran, John, und das stört mich. Wir laufen hinter dem Fall her.«
»Es wird sich ändern. Man kann nicht immer mit der Tür ins Haus fallen. Wir brauchen Informationen. Möglicherweise kommen wir über sie auch an Celia heran.«
»Sie wird ein Versteck gefunden haben.«
»Sicher.«
»Du setzt also alle Hoffnungen auf die Schwester Larissa.«
»Im Moment schon. Du nicht?«
Suko hob als Antwort nur die Schultern und schaute dann zu, wie ich startete.

***

Der Angriff war blitzschnell erfolgt, und es hatte auch keine Warnung gegeben. Aus dem Schatten der Hinterhofmauer war Celia angesprungen worden. Wie von einem Tier, das sich an ihrer Kleidung festgekrallt und sie dann zu Boden gerissen hatte. Eine Chance hatte sie nicht bekommen.
Es war nicht bei dem einen Schatten geblieben. Er hatte sich verdreifacht, nur waren diese Typen keine Schatten, sondern Menschen aus Fleisch und Blut, und sie sahen verdammt gewalttätig aus.
Celia lag auf dem Rücken, den ersten Angreifer wußte sie hinter sich, aber die beiden anderen standen vor ihr, und sie erinnerte sich noch deutlich an die Worte, die man ihr gesagt hatte.
»Beute – endlich Beute…«
Es war eine mörderische Ankündigung gewesen. Gesagt worden waren sie von dem Boss des Trios, der breitbeinig vor ihr stand und nach unten schaute.
Das knochige Gesicht eines weißen, jungen Erwachsenen mit kalten, gierigen Augen, einem dünnen Bart auf der Oberlippe und fettigen Haaren, die den Kopf umwuchsen. Seine Kleidung bestand aus einem Hemd, einem dünnen Pullover und einer Bomberjacke. Er trug alles

über der Hose. Am meisten fürchtete sich Celia vor seinen verdammten Schuhen, diesen widerlichen hohen Dingern, die geschnürt werden mußten.

Der andere war kleiner. Auf seinem Kopf wuchsen keine Haare.

Dafür hatte er sich gekreuzte Knochen auf die Schädelplatte tätowieren lassen. Auch auf seinen runden Wangen waren sie zu sehen. Anscheinend sollten sie dem noch kindlichen Gesicht etwas Erwachsenes oder Böses geben. Er war kleiner, dicker, auch nervöser und spie hin und wieder aus.

Der dritte zeigte sich ebenfalls. Als sie ihn sah, klein, schmal, wild, da fiel ihr wieder der Vergleich mit einer Ratte ein. Die lange Nase, das spitze Kinn, die kleinen Augen: Eine Ratte mit Pferdeschwanz.

Er kicherte. »Gut gemacht, wie?« Dann trat er Celia in die Seite.

»Dragon hat recht. Du bist unsere Beute. Zuerst seine, dann die von Head, anschließend meine.«

Celia war klar, daß sie in der Klemme saß. Die drei kannten kein Pardon, sie waren in diesem verdammten Ghetto hier aufgewachsen und hatten wahrscheinlich nur die Gewalt kennen gelernt. Von frühester Kindheit an. Für sie gab es nur das Gesetz des Stärkeren. Was sie nicht bekamen, das nahmen sie sich brutal und ohne Rücksicht auf andere.

Auch Frauen, gerade die, denn ihre Gier war kaum zu stoppen.

Und eine Fremde war stets ein willkommenes Opfer.

Celia Wayne lag noch immer auf dem Rücken. Sie wunderte sich darüber, daß sie auch in einer derartig fatalen Lage so ruhig bleiben konnte. Eigentlich hätte sie bitten, betteln, schreien oder zittern müssen, aber das war bei ihr nicht der Fall. Sie lag einfach nur da und starrte in die Höhe.

Es war seit dem hinterhältigen Angriff einige Zeit vergangen, und Dragon, der Anführer, wunderte sich, daß die »Beute« so stumm und regungslos vor ihm lag. Er hörte kein Wimmern, die »Beute« weinte nicht, sie bettelte nicht, sie schaute ihn nur an.

Der Blick gefiel ihm nicht. Er entdeckte keine Angst darin. Nicht mal das geringste Anzeichen von Furcht war in diesen Augen zu lesen, die so ungewöhnlich starr geworden waren, schon mit denen einer Toten vergleichbar. Aber das Opfer lebte. Es atmete, seine Brust hob und senkte sich. Nur eben die Augen blieben so verflucht klar.

»Wie heißt du?«

»Celia.«

»Schön.« Dragon lachte bellend. »Eine Celia habe ich noch nie gebumst. Das wird sich ändern. Stehst du von allein auf, oder sollen wir dich hochziehen?«

»Ich kann es allein.«

»Gut, aber keine Dummheiten.« Er zog blitzschnell ein Messer.

Der Griff verschwand in seiner Hand, auf Knopfdruck raste die Klinge aus der Öffnung. »Solltest du uns ärgern wollen, ist es aus. Dann schneiden wir die die Ohren ab und später noch mehr.«

»Ich habe verstanden«, meldete sich Celia, bevor sie sich bewegte und langsam aufstand. Sie tat es wirklich mit Bewegungen, die völlig normal und harmlos waren. Nichts wies auf einen Angriff ihrerseits hin, und das hatte sie auch nicht vor.

Sechs Augen beobachteten sie.

Dragon schaute lauernd und kalt. Er ließ seine Blicke über ihre Figur wandern und war sehr zufrieden, wie er mit einem Grinsen andeutete.

Head, der Glatzkopf, stierte nur. Dabei produzierte er die unfeinsten Geräusche, was in der Stille genau zu hören war.

Die »Ratte« umschlich Celia tatsächlich wie ein Tier. Er zog seine Kreise, schaute sich alles an, und seine Schritte waren so gut wie nicht zu hören.

Als Celia stand, griff der Anführer zu. Seine Hand war schmutzig, die Finger sehr fest, und sie gruben sich tief in die Schulter. Er zerrte Celia herum, hielt sie aber weiterhin fest. Jetzt umschlang er sie von hinten und spürte unter seinem Arm und seiner Hand ihre Brüste.

»Wenn du nach vorn schaust, Süße, dann siehst du auf eine Hausmauer und ein Loch.«

»Ja.«

»Da war früher mal eine Tür, die in den Keller führte. Die Tür gibt es nicht mehr, den Keller schon. Ist dir klar, wo wir vier jetzt hingehen werden?«

»Sicher.«

»Dann darfst du sogar vorgehen.« Er ließ sie los und versetzte ihr einen leichten Stoß in den Rücken. Da Celia mit einer ähnlichen Reaktion gerechnet und sich darauf eingestellt hatte, blieb sie auch auf den Beinen. Sie bewegte sich auf das alte Haus mit der abgeblätterten Fassade zu, in dem nur die oberen Fenster noch mit Scheiben ausgestattet waren. Weiter unten fehlten sie.

Und wieder wunderte sich Celia Wayne über sich selbst. Sie ging ziemlich normal. Es war keine Angst in ihr hochgestiegen, nicht mal ein großer Druck. Es war etwas anderes, das sie spürte, und es kam nicht von außen, sondern auch von innen her, als hätte es nur auf die entsprechende Chance gewartet.

Es war die Kraft!

Eine Kraft, von der Celia nicht wußte, ob sie sie nun lieben oder verfluchen sollte. In diesem Fall traf eher das erste zu, denn die fremde Kraft machte sie stark.

Ihre Augen bewegten sich nicht. Sie merkte, daß etwas mit ihnen geschah. Sie waren starrer geworden, nicht bewegungslos, aber Celia sah keinen Grund mehr, damit zu zwinkern. Sie blieben wie

ferngelenkt auf ein Ziel gerichtet.
Das war der Eingang!
Das Tor ins Verderben. In den Schmutz, in die grausame Dunkelheit, die man als Frau erleben konnte. Hin zu den vierbeinigen Ratten, bei denen sich auch die zweibeinigen so wohl fühlten, deren Atem sie im Nacken spürte, so dicht ging das Trio hinter ihr her.
Sie sah, aber sie sah nicht nur ihre Umgebung, sondern auch etwas anderes. Es hatte nichts mit dem zu tun, was außen vorkam, es war einzig und allein eine Folge von Bildern, entstanden aus ihrem Unterbewusstsein, aus einer Zeit, an die sie sich nicht mehr erinnern konnte, von der sie nichts wußte. Die ihr allerdings auf eine seltsame Art und Weise vertraut war, und das verunsicherte Celia.
Licht – Gesichter – nur verschwommen – das Klirren irgendwelcher Gegenstände – große Augen ohne Wimpern – Stimmen, die keine waren und sich anhörten wie raschelnde Blätter.
Szenen, die zu ihr gehörten. Sie waren ihr fremd und doch so vertraut, aber sie dachte nicht mehr darüber nach, denn die Umgebung veränderte sich, als Celia durch den Eingang und damit in das Haus hineingeschritten war.
Es war auch im Hinterhof nicht besonders hell gewesen. Durch die miesen Fassaden war der trübe Tag noch düsterer geworden, in diesem Haus aber fiel das Licht in sich zusammen, und die Wände wurden dabei zu unheimlichen Schatten.
»Rechts, geh nach rechts. Da ist der Flur. Und heb die Beine hoch, sonst liegst du jetzt schon flach.« Dragon hatte Spaß an seinen Worten. Er lachte ebenso darüber wie seine Kumpane, nur Celia verzog keine Miene. Sie ging einfach vor, und sie schien Argusaugen zu haben, denn in diesem dumpf-finsteren Korridor lagen allerlei Hindernisse auf dem Boden, über die sie hinwegsteigen mußte, ebenso wie ihre drei Bewacher. Es stank nach Menschen und Tieren. Die Wände schienen vor Dreck zu kleben. Eine Treppe entdeckte Celia an ihrer rechten Seite. Die Pfosten des Geländers waren zum größten Teil herausgerissen worden. Sicherlich hatten sie irgendwelche Typen als Schlagwaffen benutzt, in einer Gegend, wo die reine Gewalt regierte.
An der anderen Hausseite war die Eingangstür noch vorhanden.
Sie stand offen, wie provisorisch in eine Angel hineingehängt. Dadurch fand Tageslicht seinen Weg in den Flur.
Den seitlichen Aufbau der Treppe hatten sie hinter sich gelassen, als Dragon wieder seine Hand auf Celias Schulter legte und die junge Frau zurückzerrte.
»Links ist ein Loch!«
Sie drehte den Kopf.
Ja, es war ein Loch, keine Tür. Aus welchen Gründen auch immer hatte man es in die Wand geschlagen. Da die Öffnung von einem

dunklen Vorhang verdeckt wurde, fiel es kaum auf. Der Raum dahinter mußte bereits im Nachbarhaus liegen.

Es war mehr eine Höhle, wie Celia sah, als sie den Vorhang zur Seite geschoben und den Raum betreten hatte. Aber die drei hatten sich diese Höhle nach ihren Vorstellungen eingerichtet. Die Wände waren mit grellen Fratzen bemalt. Auf dem Boden lagen Matratzen.

Es gab eine Glotze und einen Videorecorder. Beides wurde umrahmt von zahlreichen mehr oder minder vollen Bier- und Schnapsflaschen.

Die Matratzen dienten als Schlafstätten. Es gab auch Licht, denn unter der Decke schaukelte eine Lampe, die die Ratte eingeschaltet hatte. Der Schein jedoch wurde von dem Fliegendreck stark gedämpft.

»Gemütlich hier, wie?« Dragon stieß nach diesen Worten blitzschnell zu. Celia konnte der Hand nicht mehr ausweichen. Sie wurde am Schlüsselbein getroffen, taumelte zurück und prallte mit ihrem Rücken gegen die Wand, wo sie auch stehen blieb.

Schräg vor ihr lag eine der Matratzen. Das Lager, auf dem sie vergewaltigt werden sollte.

Dragon scheuchte seine beiden Kumpane mit einer Handbewegung zurück. Head und die Ratte wußten, was sie zu tun hatten.

Neben dem Vorhang blieben sie stehen. Wie zwei Figuren, die als Wächter abgestellt worden waren.

Dragon war zufrieden. »Okay«, flüsterte er. »Läuft ja alles bestens. Jetzt zu uns beiden. Bisher hast du dich nicht gewehrt. Ich hoffe für dich, daß es so bleibt, aber es würde mir auch nichts ausmachen, wenn du hier durchdrehst.« Er zeigte ein breites Grinsen. »Dann nämlich kann ich dich zähmen. Und darin bin ich gut.«

»Ja, das glaube ich dir.«

»Dann runter mit den Klamotten!«

Celia hatte darauf gewartet. Ihre Arme hingen zu beiden Seiten des Körpers herab, und sie bewegten sich auch nicht, als sie den Kopf schüttelte.

Der Anführer hatte die Antwort verstanden. Aber er hatte mit ihr nicht gerechnet und war irritiert. Er stieß heftig den Atem aus. »Du weigerst dich?« Er stellte die Frage wie jemand, der etwas völlig Neues erlebt.

»Ja.«

»Das haben schon einige versucht. Später haben sie sich im Spiegel kaum noch erkannt. Du bist eine ganz harte Nummer, wie?«

»Zu hart für dich!« erklärte Celia. Die Antwort war ihr flüssig über die Lippen gekommen. Auch darüber wunderte sie sich. Sie war sonst nicht so mutig, aber es schien ihr so zu sein, als hätte nicht sie geantwortet, sondern eine andere Person. Ihr zweites, sehr starkes Ich, das sich auch auf eine andere Art und Weise bemerkbar machte.

Das war Celia bekannt. Wieder stieg etwas in ihr hoch. Etwas

Fremdes und dennoch Vertrautes. Sie kam nicht damit zurecht, aber dieses Andere empfand sie als wunderbar. Sie wußte, daß es ihr eine Hilfe sein würde. Die Kraft, die sie zu Hause eingesetzt hatte, würde ihr auch jetzt zu Hilfe kommen.

Celia veränderte sich nicht nur innerlich, auch nach außen hin blieb sie nicht mehr die gleiche, und das bekam Dragon mit. Er konnte sehen, wie sich die Augen veränderten. Schon im Hof hatte er sich unter dem Blick der jungen Frau unwohl gefühlt, nun aber sah er, daß diese Augen etwas Unheimliches und Fremdes abstrahlten, mit dem er nicht zurechtkam.

Dragon verkrampfte sich. In der Umgebung der nächsten Häuser und der entsprechenden Hinterhöfe war er der King. Da konnte ihm niemand das Wasser reichen. Das versuchte auch niemand. Er und seine Kumpane kassierten von beinahe jedem Bewohner Schutzgeld.

Niemand wagte aufzumucken, nicht mal mit Blicken.

Und jetzt stand er vor dieser Person, die ihn einfach nur anstarrte.

Mehr tat sie nicht.

Er stöhnte auf. Er knirschte mit den Zähnen und dachte daran, daß er sich vor Head und der Ratte nicht blamieren durfte. Er suchte die Worte, sammelte sie und flüsterte: »Okay, bis hierher ist es nur Spaß gewesen, du verstehst? Spaß, nicht, aber jetzt wird es ernst.« Mit einer gelassenen Bewegung holte er das Messer hervor und ließ die Klinge aus der schmalen Lücke im Heft schnellen.

Das dabei entstehende Geräusch animierte die anderen beiden, ebenfalls die Messer zu zücken. Dann kamen sie näher.

»Schwierigkeiten, Dragon?« fragte einer.

»Sie will wohl nicht, Ratte!«

Der Typ kicherte. »Wenn sie nicht will, überlasse sie mir. Ich werde sie schon kitzeln.«

»Das meine ich auch.« Dragon nickte. Irgendwo wollte er Celia noch eine Chance geben und sagte deshalb: »Willst du wirklich nicht, daß wir miteinander Spaß bekommen?«

»Nein!«

Kein Zittern in der Stimme. Keine Angst. Keine Panik. Der Anführer verstand die Welt nicht mehr. Aber er drehte nicht durch, denn er war gleichzeitig jemand, der es gelernt hatte, gewisse Dinge richtig einzuschätzen. Wenn sich jemand derart entschlossen verweigerte, dann mußte er sich seiner Sache ziemlich sicher sein. Nur wußte er nicht, worauf die bei dieser Person fußte. Sie war allein, auch in der Nähe hielt sich kein Helfer auf. Das hätte ihn eigentlich schon mißtrauisch machen müssen, aber er hörte in diesem Fall nicht auf seine innere Stimme, der andere Drang war stärker.

»Ich übernehme sie!« erklärte Dragon, damit die anderen wußten, woran sie waren.

Es widersprach keiner. Aber nicht der Befehl hatte die beiden Typen stumm gemacht, sondern die Bewegungen ihres Opfers. Celia spürte selbst, daß sich ihre Arme selbständig machten, sich abspreizten, und sie spürte auch, wie sich die Finger nach vorn drückten, als sollten die Hände ein Netz bauen.

Die drei Hundesöhne waren für sie unwichtig geworden. Wie von einem mächtigen Keil getrieben, war die andere Kraft wieder in sie hineingestoßen. Sie war durch den Körper gejagt, hatte ihren Kopf erwischt und sich dort ausgebreitet.

Wieder huschten Bilder an ihren Augen vorbei, die es als reale Existenz nicht gab.

Das Wispern drang durch ihren Kopf. Vermischt mit einem leisen Flöten. So ähnlich empfand sie es. Oder wie jemand mit einem alten Radio auf Sendersuche ging.

Aber sie hörte auch eine Stimme. Nicht menschlich, und trotzdem verstand sie die Worte.

»Du bist eine von uns. Du schaffst es. Du hast die große Kraft…«

Sie war tatsächlich da. Die Haare stellten sich auf, und die drei Hundesöhne sahen es.

Stoßbereit ragten die Messerklingen aus ihren Fäusten hervor. Sie würden das Böse bringen. Das Blut, den Mord, den Tod…

Die Ratte stöhnte zuerst.

Head fing an zu zittern.

Auch Dragon blieb nicht mehr ruhig. Ihn hatte es am stärksten erwischt. Er wollte es trotzdem nicht glauben. In seinem Magen war etwas zerrissen und hatte sich in zahlreiche Glassplitter aufgeteilt, die nun durch die Bauchhöhle wanderten. Er starrte auf seine »Beute«, die mit dem Rücken so hart an der Wand lehnte, als wäre sie mit dem alten, schmutzigen Putz verwachsen.

Dann die Augen. So anders, ohne Pupillen, auch heller als das Licht in der Höhle.

Was strömte ihm da entgegen?

Und dann spürte er den Ruck.

Plötzlich erwischte es seine rechte Hand. Ein fürchterliches Brennen durchfuhr die Finger. Dragon erschreckte sich so stark, daß er laut aufschrie. In seine Schreie mischten sich die der beiden anderen, und alle drei erlebten das gleiche.

Sie konnten ihre Messer nicht mehr halten. Die Waffen wurden ihnen mit brutaler Wucht aus den Händen gerissen und rasten mit den Spitzen zuerst auf Celia zu…

Die Messer waren schnell, so verdammt schnell. Sie sahen aus, als wollten sie die junge Frau an drei verschiedenen Stellen einfach gegen die Wand nageln.

Nur trat das nicht ein, denn noch im Flug drehten sie sich blitzartig

um, kippten dann zu den Seiten weg und prallten gegen den Körper, an dem sie kleben blieben und der Erdanziehung trotzten, denn sie fielen nicht zu Boden.

Wie vom Triumph gezeichnet stand Celia Wayne vor ihren Peinigern. Sie war die Siegerin, die große Göttin, die nichts getan hatte, aber trotzdem siegreich gewesen war.

Die drei Hundesöhne wußten nicht, wie sie sich verhalten sollten.

Der Schock saß tief in ihnen und hatte sie zu steifen Figuren werden lassen. Selbst ihre Schreie waren verstummt, aber auf die hätte sowieso niemand geachtet in dieser Gegend.

Celia Wayne hatte gewonnen. Sie war die Siegerin, aber sie wurde von keiner Lichtaura umgeben, obwohl sie plötzlich heller wirkte, als sie es beim Eintritt in dieses Loch gewesen war.

Die drei Messer klebten an ihrer Gestalt wie Eisen an einem Magneten. Sie fielen nicht von ihr ab. Eines hatte sich quer unter ihren Hals gelegt, das zweite berührte die rechte Schulter, und das dritte Messer – es gehörte Dragon – »klebte« an der Hüfte.

Er war der Boss, obwohl er sich in diesem Augenblick nicht so fühlte. Für ihn war eine Welt zusammengebrochen. Er konnte nichts mehr unternehmen. Jede Aktion wäre sinnlos gewesen, aber er mußte einfach Dampf ablassen. »O Scheiße!« stöhnte er. »Das ist – was ist das?«

Celia hatte ihn genau verstanden und lächelte ihn scharf an. »Ich bin noch nicht fertig!« erklärte sie. Die Stimme klang anders. Viel heller, reiner, möglicherweise metallisch. Es konnte Dragon und seinen Kumpanen auch egal sein, dennoch dachte er über die Worte nach und fragte sich, was sie bedeuten konnten. Er bekam es in den nächsten Sekunden zu sehen.

Plötzlich lösten sich die Messer vom Körper der jungen Frau. Sie fielen nicht zu Boden, wie es eigentlich hätte der Fall sein müssen, nein, sie kippten auf halber Strecke, drehten sich, und ihre Spitzen zeigten in drei verschiedene Richtungen.

Die Ziele standen fest.

Dann jagten sie los!

***

Schwester Larissa gehörte dem Orden der Franziskanerinnen an, lebte aber nicht mehr in einem Kloster, wie wir durch unsere Recherchen erfahren hatten, sondern in einem Pflegeheim für ältere und gebrechliche Nonnen. Das Heim wurde von den jüngeren Franziskanerinnen geführt, und so bereitete man den alten und greisen Schwestern einen würdigen Lebensabend.

Wir hatten unseren Besuch angekündigt. Eine jüngere Schwester empfing uns an der Pforte. Sie machte einen fröhlichen und

freundlichen Eindruck, als wäre sie mit ihrer Arbeit besonders zufrieden.

Das Heim selbst stand auf einem großen Grundstück im Schatten zahlreicher Bäume und auch dem einer mächtigen Kirche, deren Turm hoch in den Himmel hineinragte.

»Sie also sind die beiden Herren von Scotland Yard«, sagte die Schwester, als sie ihre schlichte Loge verlassen hatte und uns entgegenkam. »Komisch, Sie habe ich mir ganz anders vorgestellt.«

»Darf man fragen – wie?«

Sie schaute zuerst mich an, danach Suko. »Mehr wie die Leute in den Serien.«

Ich mußte lachen. »Da sieht man wieder, daß selbst Menschen wie Sie von der neuen Zeit beeinflußt werden.«

»Glauben Sie denn, wir leben hier an der Zeit vorbei?« kam der verhaltene Protest.

»Nein, das nicht gerade, aber TV-Serien.«

»Sie sind auch für uns wichtig. Schließlich geht unser Orden in die Welt hinein und ist nicht weltfremd.«

»Das glaube ich Ihnen jetzt, Schwester.«

»Aber Sie möchten zu Schwester Larissa.«

»Wenn möglich.«

»Hm.« Sie nickte. Ihr Gesicht verschloss sich dabei.

»Haben Sie etwas?« fragte Suko. »Gibt es Probleme?«

»Nein, nein.« Sie lächelte. »Das nicht gerade, aber ich muß Ihnen sagen, daß Schwester Larissa sehr alt ist und den Jahren hat Tribut zollen müssen. Früher nannte man es Verkalkung. Heute nennt man diese Krankheit anders.«

»Alzheimer?«

»Richtig, Mr. Sinclair.«

»Das ist natürlich schlecht.«

Die junge Nonne widersprach mir. »Nicht so schlecht, wie Sie meinen. Larissa befindet sich erst im Anfangsstadium. An Dinge, die weiter zurückliegen, kann sie sich noch erinnern, auch wenn sie manchmal etwas verwechselt. Es bestehen bei ihr hauptsächlich Probleme mit dem Kurzzeitgedächtnis.«

»Das läßt uns hoffen.«

»Wieso?«

»Wir wollten mit ihr über Dinge reden, die fast zwanzig Jahre zurückliegen.«

»Hm, da war sie einundsechzig und noch völlig in Ordnung. Sie könnten Glück haben.«

»Gut. Und wo finden wir Schwester Larissa?«

»Nicht hier im Haus. Hinter ihm, in unserer kleinen Kapelle. Sie hält sich bereits seit Stunden dort auf. Wir müssen sie immer hineinfahren,

denn sie sitzt in einem Rollstuhl.«

»Könnten Sie uns denn jemanden holen, der uns begleitet?«

»Ich gehe selbst mit Ihnen. Ich heiße übrigens Sandra.«

»Oh. Ein sehr weltlicher Name.«

»Stimmt, Mr. Sinclair. Vielleicht behalte ich ihn sogar, denn wir kümmern uns ja auch um weltliche Dinge.«

»Das weiß ich.«

»Kommen Sie bitte mit.«

Wir verließen den Eingangsbereich und traten wieder hinein in die Kühle und in die Stille des Parks. Der Wind hatte schon zahlreiche Blätter von den Bäumen geweht und den Boden bunt getupft. Sie schimmerten vom tiefen Braun bis hin zum hellen Gelb. Ein wunderschönes Bild, in das die Backsteinmauern der Kirche und des Heims hervorragend hinein passten.

Der schmale Weg war von Kantsteinen umrahmt. Auch hier lagen die Blätter. Unter unseren Füßen knirschten und knisterten sie oder wurden vom Wind getragen.

Ich erinnerte mich daran, daß ich als Kind so gern durch einen herbstlichen Wald gelaufen war. Auch jetzt bereitete mir dieses Gehen noch immer große Freude.

»So, hier sind wir!« Schwester Sandras Stimme riß mich aus meinen Erinnerungen.

Ich schaute mich um. Wir standen bereits vor der Eingangstür der kleinen Kapelle. Von ihr bis zum Haus waren es nur wenige Schritte, verbunden durch einen mit Pflaster bedeckten Weg.

Sandra schaute uns ernst an. »Ich werde vorher noch einige Worte mit ihr reden, wenn Sie gestatten.«

»Sicher.«

Die junge Schwester ging vor. Sie öffnete die schmale, graue Tür, die aussah, als bestünde sie aus Stein. Hinter ihr schoben wir uns in die Kapelle hinein. Sie war nicht sehr groß, und durch die schmalen Fenster fiel nur wenig Licht. Bei einem bedeckten Himmel, so wie heute, blieb es zwischen den Wänden immer etwas dunkel.

Dunkel waren auch die vier Betbänke und die Stühle an den Seiten. Sie standen so, daß jeder, der darauf saß, den schlichten Altar anschauen konnte. Ebenso wie die Menschen in den Betbänken.

Zwar nahmen diese fast die gesamte Breite des Raumes ein, aber sie teilten sich in zwei Hälften, so daß ein Gang oder eine Lücke zwischen ihnen frei blieb.

Dort stand der Rollstuhl.

Wir schauten gegen einen Rücken. Die darin sitzende Person war nicht zu sehen. Sie mußte sehr klein sein. Vielleicht war sie auch zusammengesunken. Jedenfalls sahen und hörten wir sie nicht.

Schwester Sandra ging auf Zehenspitzen. Neben dem Rollstuhl blieb

sie stehen und beugte sich nach vorn. Sie unterhielt sich mit der alten Nonne nur flüsternd.

Ich schaute mich derweil etwas um. Die grauen Wände waren nicht kahl, Bilder des Kreuzwegs lockerten sie auf. Selbst bei den schlechten Lichtverhältnissen sah ich die einzelnen Szenen und erkannte, mit welch schon brutaler Genauigkeit sie gemalt worden waren. Da konnte man schon einen Schauer bekommen.

Suko stieß mich an. Sandra hatte uns zu gewunken, was mir nicht aufgefallen war. Ebenso leise wie sie gingen wir auf den Rollstuhl zu. Die junge Schwester bedeutete uns, um ihn herumzugehen und uns vor ihn zu stellen.

Zum erstenmal sahen wir die alte Frau. Ich mußte mein Erschrecken unterdrücken, denn im Rollstuhl saß wirklich eine Greisin, die aussah, als stünde sie kurz vor der Mumifizierung. Ein kleines Gesicht, das durch das dunkle Kopftuch noch schmaler wirkte, wurde von Falten und Runzeln, die mich an Baumrinde erinnerten, beherrscht. Der Mund war kaum zu erkennen, die Nase ebenfalls nicht. Die gesamte Gestalt erinnerte in ihrer Form mehr an eine Kugel. Zudem war sie zusammengefallen und zur Seite gedrückt.

Aber es gab die Augen, sie waren klein, aber deutlich zu sehen.

Wie zwei glitzernde Wassertropfen lagen sie im Gesicht der Frau.

Die Brauen über den Augen fehlten, dort zuckte die blanke Faltenhaut, als sie die Stirn bewegte.

Die Hände sahen wir nicht. Schwester Larissa hatte sie in das Tuch versteckt, das auch ihren Körper umhüllte.

»Ich habe ihr gesagt, wer Sie sind, aber nicht den Grund Ihres Besuches erwähnt, den ich ja nicht kenne. Sie können jetzt mit ihr sprechen. Ich ziehe mich zurück.«

»Danke.«

Schwester Sandra setzte sich auf einen der Stühle und legte die Hände in den Schoß.

Die Greisin hob den Blick. Ihre wässrigen Augen richteten sich auf mich und den neben mir stehenden Suko. Dann hörten wir aus der kleinen Mundöffnung die geflüsterten Worte. »Ihr seid keine Engel. Die habe ich nur im Traum gesehen. Große Engel, so rein, mit herrlichen Flügeln. Aber ihr wollt mit mir sprechen.«

»Gern«, sagte Suko.

»Das ist gut. Ich kriege nur selten Besuch und bereite mich schon auf den Himmel vor. Es ist so viel geschehen auf dieser Erde…«

»Können Sie sich denn hoch an gewisse Dinge erinnern, Schwester?« fragte ich. »Das weiß ich nicht.«

»An die Zeit, als sie zusammen mit den Kindern waren und auf sie acht gegeben haben.«

Die nächste Antwort erfolgte nicht so prompt wie die letzte. Die alte

Frau ließ sich Zeit. Aber sie lächelte plötzlich, was uns wiederum deutlich machte, daß sie sich gern an diese Jahre erinnerte. »Ja, das war eine gute Zeit. Wir haben viele Kinder gehabt, aber ich weiß nicht, was aus ihnen wurde. Ich bin so alt. Aber ich werde wieder jung, wenn ich im Himmel bin. Dort ist alles schön…«

Ich wollte sie von diesem Thema abbringen und sagte: »In der alten Zeit war es auch gut, nicht wahr?«

»Sicher. Wir haben viel geholfen.«

»Erinnern Sie sich denn noch an Namen?« Sie zögerte einen Moment. Dann hob sie die Schultern. »Nicht genau…«

»Vielleicht an Celia…?« Ich hatte die entscheidende Frage gestellt.

Jetzt kam es darauf an, wie sie reagierte und ob wir den Weg umsonst gemacht hatten oder nicht.

Die Greisin bewegte den Mund. Sie hatte die Lippen mit Speichel angefeuchtet, bewegte sie auch, aber sprach noch nicht, deshalb wiederholte ich den Namen.

»Ja, Celia«, sagte sie nur. »Sie erinnern sich?«

»Ich kann es nicht sagen…«

»Celia ist vor dem Heim abgelegt worden. Sie war noch sehr klein, ein Baby.«

Es konnte, aber es mußte nicht sein. Bei meinem letzten Wort schien die Frau wach zu werden. Sie zuckte zusammen und sah aus, als wollte sie sich hinsetzen. Dabei kroch eine dünne Hand mit einer ebenso dünnen und blassen Haut unter dem Tuch hervor und umklammerte wie eine Hühnerklaue die rechte Lehne des Rollstuhls.

Meine letzten Bemerkungen mußten bei ihr eine bestimmte Saite zum Klingen gebracht haben. Plötzlich war sie sehr aufmerksam, und von ihrer Krankheit spürten wir nichts.

»Ja, das kleine Kind, das Baby, *unsere* Celia.«

»Dann wissen Sie Bescheid.«

»Sie war so lieb…«

»Sie wurde adoptiert?«

»Ja, das stimmt. Wir haben dafür gesorgt. Celia sollte ein Zuhause bekommen.«

»Was ja auch geschah. Wie lange war das Kind denn bei Ihnen im Kloster, Schwester?«

»Ein paar Wochen, glaube ich.«

»Vorher…«

»Aber nicht immer. Oder war es ein Jahr?« Sie war jetzt durcheinander und auch aufgeregt. Daran zu erkennen, wie die Finger der rechten Hand um den Griff zuckten. »Sie war mal weg.«

Der letzte Satz hatte mich elektrisiert. Ich wußte nicht, ob die Schwester da etwas durcheinander brachte und mit diesem Wegsein die Adoption gemeint hatte. Dahinter würde ich noch kommen, aber

ich spitzte weiterhin die Ohren und fragte: »Ist sie denn abgeholt worden?«

»Das weiß ich nicht.«

»Aber sie war weg?«

»Ja.«

»Sie haben das Kind nicht weggegeben?«

»Nein!« Die Antwort klang entschieden. »Es ist plötzlich verschwunden. Das weiß ich noch. Es war auf einmal nicht mehr da, und dann ist es zurückgekommen.«

»Aber doch nicht von allein – oder?«

»Jemand hat es geholt und auch wieder gebracht. In der Nacht.«

»Es war also dunkel. Können Sie sich an noch etwas erinnern, das in der Nacht geschehen ist?«

»Ja, ich glaube…«

»Und was, bitte?«

»Da war ein Licht. Da waren auch Geräusche, und da war alles so anders geworden. Wie erstarrt. Wir alle waren erstaunt, als das Licht über uns gefallen war. Es verschwand wieder.« Sie redete jetzt sehr schnell, aufgewühlt von der Erinnerung. »Und dann war auch sie weg. Wir haben Celia überall gesucht, sie aber nicht gefunden…«

Das mußten wir erst einmal verdauen, denn hier hatten wir die Informationen erhalten, mit denen wir beide nicht gerechnet hatten.

Auch Sukos Gesicht zeigte einen überraschten Ausdruck. Er hielt sich aber zurück. Wenn *zwei* Personen gesprochen hätten, wäre die alte Frau womöglich überfordert gewesen.

Ich dachte an Glendas Theorie von der Entführung durch Außerirdische. Wenn ich mir zurückholte, was die alte Nonne da über das Licht und die ungewöhnlichen Vorgänge berichtet hatte, schien mir die Theorie nicht mehr so fern. Da hatte Glenda nicht mal so unklug gedacht.

Aber konnten wir den Worten der Greisin trauen? Sie selbst war nicht mehr fit. Ihr Gedächtnis hatte gelitten. In zwanzig Jahren war viel passiert. Da konnten sich Märchen und Wunschvorstellungen in Tatsachen umwandeln. *Den* Eindruck hatte die Greisin auf mich jedoch nicht gemacht.

Sie war geistesabwesend geworden. Um eine Reaktion zu erhalten, lächelte ich sie an, aber sie schwieg. Ich fragte sie weiter. »Wie lange war Celia weg?«

Die Schwester weitete die Augen ein wenig. »Celia…?« dehnte sie murmelnd.

»Ja, das Kind.«

»Ich weiß es, mein Sohn, ich weiß es. Sie wurde geholt, glaube ich. Sie war weg und auf einmal wieder da. Wir haben nie darüber gesprochen und waren nur froh.«

»Dauerte es Tage, Nächte oder Wochen?«
»Nein, nicht lange, das weiß ich genau. Sie lag dann wieder in ihrem Bett.«
»Das zuvor leer gewesen war?«
»Natürlich war es leer.«
»Pardon, aber ich mußte es fragen. Was haben Sie dann getan, Schwester Larissa? Können Sie sich daran noch erinnern? Was haben Sie oder die anderen unternommen?«
»Daran kann ich mich nicht erinnern. Wir waren nur so froh, daß man uns Celia zurückgegeben hat. Wir haben dem Allmächtigen dafür gedankt. Sie ist immer unser kleiner Liebling gewesen. Jetzt muß sie schon groß sein.«
»Ja, das ist sie.«
»Du kennst sie?«
Ich nickte.
»Wie geht es ihr?«
»Gut, sehr gut sogar.« Auch in der Kapelle rutschte mir die Notlüge glatt über die Lippen. »Ich werde ihr bestellen, daß Celia Sie einmal besucht, Schwester.«
Sie lächelte weich und verloren in ihrer Erinnerung. »Das wäre wirklich schön.«
Ich wollte natürlich mehr wissen und kam noch einmal zurück auf die Vergangenheit. »Als Celia wieder bei Ihnen war, ist sie euch ver ändert vorgekommen?«
Schwester Larissa schwieg. »Das – ich – tut mir leid, aber ich verstehe dich nicht.«
»Hat sie sich anders bewegt, sich nicht mehr normal benommen…?«
»Sie war doch noch so klein.«
»Konnte sie denn reden?«
»Etwas.«
Als ich die nächste Frage stellte, vibrierte die Stimme vor Spannung. »Hat sie über sich sprechen können?«
»Nein. Nur wenige Worte. Sie sagte immer Licht und Sonne. Das war alles.« Schnaufend und auch laut atmete die alte Frau ein. »Ich möchte jetzt nicht mehr. Ich bin müde, so schrecklich müde. Ich will schlafen, bitte.« Sie hob eine Hand. »Ihr müßt jetzt gehen, und ich muß nach dem Schlafen noch nach meinen Kindern schauen. Sie warten doch auf mich. Die Kleinen müssen gefüttert werden, und den anderen muß ich beim Anziehen helfen. Die Schule beginnt gleich.«
Diese Worte bewiesen uns, daß Schwester Larissa doch arg durcheinander war, auch wenn sie phasenweise auf uns nicht den Eindruck gemacht hatte.
Wir hörten Schwester Sandra. Sie hatte sich von ihrem Stuhl erhoben. Ein ernstes Lächeln lag um ihre Augen. »Ich denke, daß es

jetzt Zeit wird.«

»Ja«, sagte ich nickend, »das denken wir auch. Herzlichen Dank noch einmal für alles.«

»Gern geschehen.«

Wir verabschiedeten uns von der jungen Schwester und verließen die doch kühle Kapelle. Das Frösteln auf meinem Rücken blieb. Der Grund dafür war nicht das Wetter, sondern die Worte der Greisin.

Auch Suko dachte darüber nach und fragte: »Was stimmt, John, und was stimmt nicht?«

»Es ist schwer zu sagen.«

»Finde ich auch.«

Ich ballte die rechte Hand zur Faust und streckte den Arm vor. »Irgend etwas muß damals geschehen sein. Ich will einfach nicht glauben, daß uns Schwester Larissa angelogen hat. Daß Celia für kurze Zeit einfach wie vom Erdboden verschwunden war, das hat schon einen bleibenden Eindruck bei ihr hinterlassen.«

»Man müßte zur Sicherheit noch andere Nonnen fragen, die damals dabei gewesen sind.«

»Müsste«, murmelte ich.

»Das klang nicht begeistert.«

»Ja, Suko, ich bin auch nicht begeistert. Ich möchte endlich Celia Wayne finden.«

»Soll ich dir darauf eine Antwort geben?«

»Nein, das mache ich schon selbst.«

»Und wie lautet die?«

»Peppermint.«

»Die Disco?«

Ich öffnete die Rovertür. »Irgendwo muß Celia ja hin – oder?«

***

Drei Messer hatten sich gelöst. Und drei Messer flogen auf drei verschiedene Ziele zu.

Auf Dragon, auf Head und auf die Ratte!

Sie hatten es noch nicht richtig begriffen. Sie wußten überhaupt nichts mehr. Sie hatten einfach nur ihren Spaß mit der gutgebauten, jungen und auch wehrlosen Frau haben wollen. So wie sie es konnten und auch gewohnt waren. Dann hatten sie erleben müssen, daß sie die normalen Kräfte der Physik gegen sie stellten, und plötzlich war wieder alles anders. Da flogen die Messer vom Körper der Frau weg, als hätte sie jemand berührt.

Die Messer trafen.

Fast gleichzeitig erreichten sie drei Ziele, aber Dragon erwischte es zuerst. Er konnte nicht glauben, daß sich plötzlich ein glühender Pfahl in seinen Leib bohrte. So etwas Schreckliches hatte er noch nie erlebt.

In dem Moment, als er von der Klinge erwischt wurde, da war ihm auch klar, daß der Tod bereits seine knöcherne Klaue nach ihm ausgestreckt hatte und dessen Skeletthand jetzt auf seiner Schulter lag. Schreien wollte er. Es misslang ihm. Die Kehle war zugedrückt. Es blieb nur ein Röcheln. Zugleich nahm die Welt für ihn einen grauen Farbton an, der sich innerhalb kürzester Zeit veränderte und zu einem tiefen Schwarz wurde. Das Loch des Todes saugte ihn auf. Er ging noch einen Schritt nach hinten, das bekam er nicht mehr mit, auch nicht das Zusammenbrechen, und er hörte nicht den Schrei seines glatzköpfigen Kumpans.

Head war ebenfalls erwischt worden. Nicht in der Brust, sondern höher und etwas versetzt. Er, der so stolz auf seinen Körper war, ihn immer trainierte und Muskeln beinahe wie Mr. Universum bekommen hatte, mußte akzeptieren, daß die Klinge tief im Fleisch seiner Muskeln steckte. Sie hatte die gesamte Breite der Schulter durchdrungen und steckte fest wie ein hart geschlagener Nagel. Der Schläger war totenbleich geworden. Er schielte nach links, wo ihn die Klinge erwischt hatte. Er sah den Griff und das Blut, das aus der Wunde sickerte. Es war ein Anblick, der seinen Schock noch erhöhte und ihn kollabieren ließ. Plötzlich war es auch für ihn vorbei. Die Beine gaben nach. Alles an und in ihm wurde schwach, und er fiel dort zu Boden, wo er eben noch gestanden hatte. Direkt neben der wimmernden Ratte blieb er liegen.

Zuerst hatte die Ratte nur geschrien. Bei ihm war das Messer wie eine Säge schräg von oben nach unten in den Oberschenkel gejagt, hatte zuerst eine blutige Furche hinterlassen und war schließlich im Fleisch steckengeblieben.

Die Schmerzen hatten ihn fast umgebracht. Seine Schreie waren durch das alte Haus gedrungen und auch in den Hof hinein, aber es war niemand da, der sich darum kümmerte. Schließlich waren sie versiegt. Geblieben war ein elendiges Wimmern, das die Ratte bald um den Verstand brachte. Aus seinem Mund war nur mehr dieses Jaulen zu hören, als läge dort eine verletzte Katze. Das Blut wurde von dem Hosenstoff aufgesaugt.

Nur eine war normal geblieben – Celia Wayne!

Sie kam sich vor wie jemand, der überhaupt nicht dazugehörte.

Eine Beobachterin. Nur einfach dastehen, schauen, ohne es gefühlsmäßig aufzunehmen. Dabei nur rational denkend. Es war getan worden, was hatte getan werden müssen. Fertig, aus – basta.

Sie lagen da. Zwei waren stumm, nur einer wimmerte, die Ratte.

Er hatte es auch geschafft, den Kopf zur Seite zu drehen, um so in die Höhe zu schauen.

Celia blickte nach unten. Sie sah Rattes Gesicht. Es war schweißüberströmt. Es zeigte eine wahnsinnige Angst.

Celia nahm den scharfen Geruch von Urin wahr. Ratte hatte nicht mehr an sich halten können. Die blanke Todesangst hatte seine Körperfunktionen beeinträchtigt. Er war nur mehr ein wimmerndes Bündel.

Auch Celia erwachte wie aus einem tiefen Traum. Sie ließ die Arme sinken, die Haare nahmen wieder die normale Form an und sackten allmählich zusammen. Sie blieben feucht und gekräuselt auf ihrem Kopf liegen, und allmählich kehrte sie wieder zurück in die Normalität. Wobei sich Celia die Frage stellte, ob sie es wirklich war, die für dieses Ende gesorgt hatte.

Die eigenen Messer steckten in den Körpern der drei Hundesöhne.

Sie hatte die Waffen zunächst nicht nur angezogen, sondern auch dafür Sorge getragen, daß sie wieder den umgekehrten Weg nahmen und die Ziele fanden. Bin ich das wirklich gewesen? schoß es ihr durch den Kopf. War ich es, die das tat?

Celia erschrak vor sich selbst. Sie kam mit den Dingen nicht mehr zurecht und mußte sie erst verarbeiten. Hinter der Stirn spürte sie den Druck, der allerdings abnahm. Sie merkte auch, wie das Zeitgefühl zurückkehrte. Die Mauer der Starre bröckelte.

Celia wußte, daß sie hätte etwas tun müssen. Allein die Menschenpflicht gebot dies. Sie hätte sich eine Zelle suchen und von dort aus die Polizei anrufen müssen.

Das alles war ihr klar, aber sie traf keinerlei Anstalten. Sie wollte die drei hier liegen lassen, denn sie hörte plötzlich etwas, das nur sie allein wahrnahm.

Erinnerungen stiegen in ihr hoch. Dieses Geräusch kannte sie, nur hatte sie es längst wieder vergessen. Es kam aus einer Ferne und einer gleichzeitigen Nähe. Die Begriffe flossen bei ihr ineinander. Es war ein Stück Erinnerung, mit dem sie nicht zurechtkam. Aber sie wußte, daß es wichtig war. Sie mußte dieser Nachricht oder Botschaft folgen. Etwas anderes konnte sie nicht tun.

Ratte hatte es geschafft, einen Arm zu heben. Er streckte ihn Celia entgegen, aber die übersah die Hand. Sie schaute nicht mal nach unten und ging an den drei Hundesöhnen vorbei. Sie würden sich schon selbst helfen können. Es war allein ihre Schuld. Sie hatten sich alles selbst eingebrockt. Sie hatten ihren Spaß haben wollen und ebenfalls kein Pardon gekannt. Nun zahlten sie die Zeche.

Celia ging durch den stinkenden Raum. Sie ließ das Licht brennen.

Ein Hinweis für Helfer. Mehr konnte sie nicht tun. Außerdem hörte sie noch immer den Ruf oder die Nachricht in ihrem Kopf, die sie kannte, ihr aber trotzdem fremd war. Das ungewöhnliche Geräusch in Celias Kopf hatte die Neugierde in ihr erwachen lassen. Durch den schmutzigen Hausflur ging sie schneller. Sie sah die Tür. Verlaufen konnte sich die Frau nicht. Es lag alles genau vor ihr. Es war

wunderbar zu sehen. Ihr Mund bewegte sich plötzlich. Das Lächeln wirkte wie erlöst. Sie wußte, daß sie auf dem Hof etwas erwartete.

Das Wimmern war verstummt. Durch die offene Tür wehte ihr bereits der kalte Herbstwind entgegen. Ihr Gesicht war angespannt und gelöst zugleich.

Aber über den Rücken rann wieder ein Schauer. Nicht unbekannt.

Er trat immer dann ein, wenn sich etwas in Erinnerung brachte, das sehr, sehr lange zurücklag.

Bilder, Stimmen…

Es huschte an ihren Augen vorbei. Es war wie eine Botschaft aus der Tiefe der Zeit. Es hatte mit ihr zu tun. Sie hatte alles gesehen und auch erlebt.

Aber wann und wo?

Zwei Fragen beschäftigten und quälten sie. Und sie spürte auch, daß die Antwort gar nicht mal so weit entfernt lag. Vielleicht nur ein paar Schritte.

Celia Wayne erreichte die Tür. Für einen Augenblick hielt sie an und holte Luft.

Dann öffnete sie die Tür.

Sie bekam den freien Blick auf den Hinterhof. Nichts hatte sich verändert.

Wirklich nichts?

Der Mann stand da, als wäre er vom Himmel gefallen. Er trug eine Baskenmütze und war dunkel gekleidet. Und er schaute Celia nur an.

Für einen Moment wußte sie nicht, was sie noch tun sollte. Ihr Rücken wurde kalt, das Kribbeln blieb, dann strömten die Erinnerungen einer Zeit bombenartig auf sie ein, aber sie war nicht in der Lage, diesen Strom zu lenken und die Bilder zu sortieren.

Der Mann ging nicht weiter. Sie sah auch nicht, ob er lächelte oder ob sich sein Gesicht überhaupt nicht verzogen hatte. Celia spürte nur den kalten Sog, der an ihr zerrte. Auf einmal war der innerliche Drang da, dem sie einfach nicht widerstehen konnte. Sie mußte gehen, sie mußte zu ihm, und sie zögerte keine Sekunde mehr. Wie eine ferngelenkte Puppe schritt sie auf den Fremden zu, der für sie äußerlich zwar fremd war, dem sie sich im Innern allerdings verbunden fühlte.

Die Umgebung war für Celia nicht mehr vorhanden. Die junge Frau fühlte sich von den Erinnerungen aufgesaugt. Sie stand noch in der Realität, aber sie hielt sich zugleich in der Vergangenheit auf.

Dieser Mann war ein Stück Vergangenheit.

Er wartete auf sie und schickte ihr seinen Willkommensgruß, indem er die Arme ausstreckte. Auch wenn Celia gewollt hätte, es wäre ihr nicht möglich gewesen, einen Bogen zu schlagen und an diesem ungewöhnlich vertrauten Fremden vorbeizugehen. So lief sie auf ihn

zu. Und nickte dabei.

Er nickte zurück.

Celia Wayne streckte ebenfalls die Arme aus.

Sekunden später kam es zum Kontakt!

Und Celia hatte das Gefühl, nach Hause zu kommen…

Sie schloß die Augen. Sie wollte es einfach genießen, auch wenn sie es nicht beschreiben konnte. In ihrem Innern hatte sich die Freude ausgebreitet und alles andere verdrängt, auch die Erinnerung an das Geschehen in dem alten Haus.

Es gab nur seine und ihre Hände. Celia spürte die Haut des anderen. Die paßte einfach nicht in das Schema. Sie war nicht warm und auch nicht kalt, man mußte sie als neutral bezeichnen. Trotzdem genoss sie die Berührung. Sie schloß sogar die Augen. Die Berührung der Hand gab ihr ein wunderbares und warmes Gefühl. Das Feeling des Vertrauens. Sie fühlte sich, obwohl sie stand, eingebettet in diesen wunderbaren Bereich des Vertrauens und der Wärme, und wieder einmal erschienen die Bilder vor ihren Augen, als wären sie gerade durch die Berührung zurückgeholt worden. Diesmal klarer und schärfer als zuvor. Sie sah die Gesichter überdeutlich. Sie erkannte die großen Augen, hörte es Zischen und erinnerte sich daran, daß sie sich damals schon darüber gewundert hatte. Es war nicht mit dem Zischen einer Schlange zu vergleichen. Dieses hier kam ihr sanft und weich vor. Es schien ihr Vertrauen einzuflößen.

Obwohl Celia die Augen geschlossen hielt, sah sie das Licht. Irgendwo mußte die Quelle sein, und dieses Strahlen drang selbst durch die nicht geöffneten Augen. Etwas blitzte in den Lichtkreisen.

Reflexe erreichten sie wie Botschaften aus einer anderen Dimension.

Leise stöhnte sie auf. Es hörte sich nicht schlimm an, eher wohlig, und so fühlte sich Celia auch. Geborgen. Wie jemand, der nach einer langen Irrfahrt zurückgekehrt war.

Und da war auch die Stimme des Fremden, die ihre Gedanken unterbrach. »Nie wirst du vergessen, was du hier erlebt hast. Niemals, meine Liebe. Wer immer uns gesehen und erlebt hat, vergisst uns nicht. Du bist für dein weiteres Leben gezeichnet. Man hat dich beeinflußt. Man hat mit dir Kontakt aufgenommen, und die Erinnerungen in dich hineingedrängt.« Er sprach mit einer neutralen Stimme, die einem Mann, aber auch einer Frau gehören konnte.

Celia gab sich diesem Klang hin. Auch er tat ihr gut. Sie merkte schon, wie diese Stimme sie wieder aufbaute. Was in diesem alten Haus passiert war, hatte sich längst verflüchtigt und war weit in den Hintergrund getreten.

Sprechen wollte die junge Frau, dazu war sie aber nicht in der Lage. Deshalb deutete sie ein Nicken an.

»Geht es dir gut?« fragte er.

»Ja, sehr gut…«
»Das finde ich ausgezeichnet. So soll es auch sein.« Auch jetzt sprach dieser Fremde flüssig, wie jemand, der mit der menschlichen Sprache aufgewachsen war.
Mittlerweile zweifelte Celia daran. Sie dachte nicht weiter darüber nach und nahm es hin, froh darüber, eine Person ihres Vertrauens gefunden zu haben.
»Du darfst dich nicht in Gefahr begeben«, erklärte er. Dabei drückte er ihre Hände stärker. »Auf keinen Fall möchte ich, daß die Gefahr auf dich zukommt und dich verschlingt. Ich habe dich beobachtet. Ich habe die Schreie gehört, aber ich wußte auch, daß es nicht deine Schreie gewesen sind. Es waren die anderen. Du hast es ihnen gezeigt. Und hast endlich das angewendet, was man dich lehrte. Und das war gut so, sehr gut sogar.«
»Ja«, gab sie flüsternd zurück, »meine Angst war plötzlich weg. Einfach verschwunden. Als hätte der Wind sie fortgeblasen. Das war wie ein kleines Wunder.«
»Es ist alles ein Wunder. Man muß die Dinge nur hinnehmen und seinen Geist öffnen.«
»Sicher«, sagte sie, ohne direkt zu wissen, was der andere mit seiner Bemerkung gemeint hatte.
»Aber du hast Vertrauen zu mir?« hörte Celia ihn fragen.
Sie nickte und hielt die Augen dabei geschlossen.
»Das ist gut, denn ohne Vertrauen zu haben, können wir nicht miteinander umgehen. Ich möchte dir sagen, daß du keine Gefahren mehr zu fürchten brauchst, wer immer deine Gegner auch sein mögen. Sie sind doch da, nicht wahr?«
»Ich fühle mich verfolgt.« Die wenigen Worte klangen erleichtert, nicht ängstlich, da Celia froh war, endlich jemanden gefunden zu haben, mit dem sie über ihre Probleme reden konnte. Der Mann mit der Baskenmütze war ein Freund. Er spielte nicht falsch, sie wußte es genau, und sie wartete auf seine Antwort, während sie allmählich und sehr langsam die Augen öffnete.
Celia schaute in das Gesicht.
Ob es nur deshalb so bleich aussah, weil die Kleidung einschließlich der Mütze dunkel war, konnte sie nicht sagen. Es war durchaus möglich, daß er mit seiner menschlichen Gestalt gewisse Schwierigkeiten hatte, denn in ihren Erinnerungen waren gewisse Personen nicht unbedingt als Menschen aufgetaucht.
Die Haut war nicht nur hell, auch glatt. Da hatte sich nicht die kleinste Falte hineingegraben. Sie war auch nicht zu dünn. Irgendwie sah sie sogar künstlich aus, aber darüber wollte Celia jetzt nicht nachdenken. Wichtiger war, daß diese Person ihr auch Vertrauen entgegenbrachte.

Er lächelte.
Das wiederum richtete ihren Blick auf seine Lippen. Sie waren dünn, ebenfalls blaß, aber nicht so farblos wie das Gesicht, sondern zeigten einen leichten Blauton. Genau diesen Farbton, den sie auch hin und wieder als verschwommene Flecken auf dem Gesicht des Fremden entdeckt hatte.
Sie kannte nicht mal seinen Namen. Sie wollte ihn auch nicht danach fragen. Es war gar nicht wichtig, nur die Augen interessierten sie im Moment.
Sie blickte hinein und schien darin zu versinken. Dabei waren es nicht einmal Augen mit einem besonderen Ausdruck. Sie wirkten auf ihre Art und Weise künstlich. Ohne Leben. Nicht die Augen eines Menschen, der voll bei der Sache war. Es machte ihr nichts aus, und diese Augen in dem bleichen Gesicht schienen zugleich Sensoren zu sein, die tief in ihre Seele hineinschauten, wo sie die Psyche durchforsteten, um herauszufinden, was sie bedrückte. »Nein, es geht dir nicht so gut«, sagte er plötzlich. »Du kämpfst mit einem Problem.«
»Das stimmt.«
»Wie sieht es aus?« Sie hob die Schultern. »Ich kann es nicht genau sagen, denn ich weiß nicht genau, ob es ein großes Problem ist. Aber es ist schon vorhanden, das weiß ich.«
»Wenn du es erkannt hast, dann wirst du es sicherlich auch benennen können.«
Celia überlegte nicht lange. Sie nickte, bevor sie von zwei Männern sprach, die sie besucht hatten.
»Wer waren sie?«
»Polizisten.«
»Oh.«
»Nicht gut, wie?«
Der Fremde erlaubte sich wieder sein Lächeln, das die Frau beruhigte. »Für dich vielleicht nicht, für mich ist es kein Problem gewesen. Ich möchte von dir wissen, wer dir die Polizisten geschickt hat. Ich habe dich leider zu spät entdeckt, sonst hätte ich dich schon früher unter Beobachtung gehalten.«
»Zwei waren es. Zum einen Dr. Gordon – zum anderen«, jetzt zögerte sie mit der Antwort, »meine Mutter.« Sie blieb auch hier bei der Wahrheit.
Der Fremde schwieg. Nach einer Weile sprach er sie auf den letzten Teil ihrer Antwort an. »Deine Mutter hat sich nicht auf deine Seite gestellt?«
Celia wollte nicht so krass sein und sagte deshalb: »Meine Mutter konnte nicht anders. Ich habe sie mit meinen Fähigkeiten überrascht, verstehst du? Sie hat von all dem nichts gewußt. Ich habe sie ja nicht eingeweiht. Außerdem waren meine Erinnerungen verschüttet. Ich

möchte ihr keinen Vorwurf machen.«

»Das sehe ich ein. Und es ist auch gut, daß du zu deiner Mutter stehst. Nur mußt du auch an dich denken, denn du kannst nicht immer Rücksicht nehmen. Es gibt bereits zu viele Menschen, die genauer über dich Bescheid wissen.«

»Ja, der Arzt.«

»Und die beiden Polizisten«, fügte er hinzu.

»Sie auch.«

Der Fremde nickte ihr zu. »Deshalb bin ich ja hier. Deshalb bin ich geschickt worden. Ich werde dir behilflich sein und dafür sorgen, daß du dich aus diesen Schwierigkeiten befreien kannst.«

»Du? Und…«

»Ja, ich.«

»Wie denn?« flüsterte sie.

»Zuerst nehmen wir uns den Arzt vor. Dr. Gordon heißt er?«

»Ja.«

»Du wirst mich zu ihm führen?«

»Ja, das kann ich.«

»Und dann kümmern wir uns um die beiden Polizisten. Sie sind wirklich gefährlicher für uns und unsere Sache.« Er legte ihr jetzt einen Arm um die Schulter, und Celia Wayne genoss dieses Gefühl.

Sie war dem Fremden zudem dankbar, daß er ihre Mutter nicht mehr erwähnt hatte. Daß sie sich so stark zu ihm hingezogen fühlte, darüber wunderte sich nicht mal, denn es hatte den tiefen Keim in ihr gegeben, der sich ausgebreitet hatte und in ihr Gehirn gekrochen war.

Trotzdem ließ sie sich nicht zu stark von ihren Gefühlen leiten, denn eine Frage mußte sie einfach aussprechen, und sie war gespannt auf die Antwort. »Wenn alles hier vorbei ist, was geschieht dann? Kannst du es mir sagen?«

»Willst du wissen, wie es mit dir weitergeht?«

»Ja, gern,«

»Es gibt da eine Lösung.« Er lächelte wieder. »Aber zuvor müssen wir einige andere Dinge richten. Erst wenn die erledigt sind, können wir uns um dich kümmern.«

»Wie meinst du das denn?«

Der Fremde legte ihr eine Hand auf die Schulter. »Spürst du nicht die Sehnsucht in dir?«

Celia war irritiert, denn mit dieser Frage hätte sie nicht gerechnet.

Sie wollte sogar zurückgehen, aber er hielt sie fest. »Bitte, spürst du sie nicht?«

»Welche denn?«

»Die Sehnsucht, wieder nach Hause zu gehen. Hin zu deinem richtigen Zuhause.«

»Zu meinen Eltern?«

Da lachte der Fremde, und es klang scharf, beinahe schon bitter.
»Nein, das meine ich nicht. Es gibt nämlich für dich ein wirkliches Zuhause, wenn du verstehst.«
Celia fühlte sich überfordert. Sie wußte, daß er von ihr eine bestimmte Antwort erwartete, aber sie traute sich nicht, ein gewisses Thema anzusprechen.
»Warum sagst du nichts, Celia? Ich spüre genau, daß sich deine Gedanken darum drehen.«
»Ja, schon«, gab sie zu. »Aber es ist nicht einfach. Ich kann mir denken, was du meinst…«
»Dein Zuhause, das du einmal kennen gelernt hast.«
Sie mußte schlucken, bevor sie die Frage stellen konnte. »Bei euch?«
»Ja.«
Celia erschrak, obgleich sie mit der Bestätigung gerechnet hatte.
Nur war es plötzlich unvorstellbar geworden, und sie mußte die Augen schließen, als wollte sie von dieser Welt wegtreten. Ihr wurde kalt. Nicht die normale Angst eines Menschen peinigte sie, sondern die beklemmende Furcht vor dem Neuen.
Sie hatte sich mit dieser Welt arrangiert und sich gut zurechtgefunden. Das sollte plötzlich alles vorbei sein?
Der Fremde bemerkte ihren inneren Zwiespalt und gab sich sehr gütig. »Du brauchst dich jetzt nicht zu entscheiden. Es ist noch Zeit, bis die Nacht hereinbricht. Es wird viel geschehen, das mußt du mir glauben, Celia.«
»Sicher.«
»Aber dann brauche ich von dir die Entscheidung.«
»Ich werde mich bemühen«, flüsterte sie.
Der Mann strich über das blonde Haar. »Es ist gut«, sagte er leise, »sehr gut sogar. Dann laß uns gehen.«
»Wohin?«
»Wir müssen unsere Pflicht tun, und wir werden mit diesem Dr. Gordon beginnen…«

***

Eigentlich war es der Arzt und Spezialist Dr. Gordon nicht gewohnt, berufliche Niederlagen einzustecken. In diesem Fall mußte er zugeben, daß es ihm nicht gelungen war, eine Patientin zu halten. Er war von ihr einfach überwältigt worden. Niedergeschlagen, beinahe wie im Kino, und darüber schimpfte er. Gordon schimpfte sich auch selbst aus, nannte sich einen blinden Narren, aber er gab nicht Celia Wayne die große Schuld, sondern sich selbst.
Die Kopfschmerzen bekämpfte er mit Tabletten. Hinter dem Schreibtisch sitzend wartete er die Wirkung der Medizin ab. Hin und wieder nahm er einen Schluck aus der Wasserflasche, um die

Trockenheit aus der Kehle zu spülen.
Da die Medizin ziemlich stark gewesen war, ging es ihm sehr bald besser, und er konnte sich wieder mit den Dingen beschäftigen, die vor seinem Niederschlag passiert waren.
Er dachte auch an die beiden Polizisten.
Sinclair und Suko hießen sie. Waren Yard-Leute, waren spezialisiert auf ungewöhnliche Fälle und hatten auch den Vorschlag der Tiefenhypnose gemacht.
So recht konnte sich der Arzt damit nicht anfreunden. Okay, er kannte einige Kollegen, die dies auf wissenschaftlicher Basis betrieben, doch er konnte sich nicht vorstellen, die junge Frau auf der Couch liegen zu sehen.
Bei anderen Patienten hätte er diese Skrupel nicht gehabt, bei Celia Wayne sah es anders aus. Er fühlte sich nicht gut. In seinem Innern brodelte es. Der Mann war hin- und hergerissen, aber er war stark genug, um zu einem Entschluß zu gelangen.
Er nahm sich vor, keinen Kollegen hinzuzuziehen, sondern sich weiterhin selbst um Celia zu kümmern. Es mochte der reine Egoismus sein, denn er wollte einen Erfolg haben, weil er eben erfolgsverwöhnt war. Da brauchte ihm niemand ins Handwerk zu pfuschen.
Das war Theorie. Solange er allein in seinem Arbeitszimmer saß, konnte er nichts unternehmen. Er mußte sich um Celia kümmern, er mußte sie herholen, und dieser Vorsatz baute sich wie eine mächtige Mauer vor ihm auf.
Wie sollte er es anstellen? Sie war verschwunden. Abgetaucht. Es gab zahlreiche Verstecke in der Umgebung und unzählige in der großen Stadt. Sicherlich suchten die Yard-Leute sie bereits, aber sie würden sie kaum finden, wenn Celia schlau genug war, und als so gut schätzte er sie schon ein.
Deshalb blieb er zunächst in seinem Zimmer hocken und ruhte sich aus.
In der Klinik war es ruhig. Außer Celia befand sich kein Patient in stationärer Behandlung. Diejenigen, die bei ihm ihre Probleme besprachen, waren psychisch so stabil, daß es keiner stationären Behandlung bedurfte. Das konnte sich ändern, dafür gab es auch sechs Zimmer, perfekt ausgerüstet, aber im Moment standen sie alle leer.
Der Arzt empfand es als gut. In zwei Tagen hatte er einen neuen Termin mit einem Adeligen, dessen Probleme zu einem wahren Berg angewachsen waren, doch zuvor mußten die anderen Dinge geregelt werden.
Dr. Gordon fühlte sich wieder besser. Sein Blick glitt über die blanke Platte des Schreibtisches hinweg. Kein Staub war zu sehen, sie wirkte wie ein Spiegel.
Gegenüber lag das Fenster. Groß, hoch und zugleich weit nach unten

gezogen, mit einer sehr niedrigen Fensterbank, so daß dem Mann ein Blick in den Park gestattet wurde.

Er liebte diesen Blick, denn der Park war für ihn das Stück sichtbarer Natur. Er zeigte ihm den Wandel. Durch ihn erlebte er auch in seinem Arbeitszimmer sitzend den Wechsel der Jahreszeiten, wie jetzt den Herbst, wo die Natur allmählich einschlief, aber nicht starb, denn wenige Monate später würde sie wieder erwachen. Er schaute dem Trudeln der gefärbten Blätter zu. Es war nicht sehr windig, so ließ sich das Laub Zeit, bis es den Boden erreichte und darauf liegen blieb.

Er lächelte. Er liebte den Herbst. Und wieder einmal nahm er sich vor, im nächsten Jahr im Herbst zwei Wochen Urlaub zu machen, um tief durchzuatmen und sich zu erholen.

Gute Gefühle durchströmten ihn. Dr. Gordon war ein Mensch, der sich noch eine heile Welt vorstellen konnte, die urplötzlich gestört wurde.

Am Fenster war etwas!

Der Arzt zwinkerte mit den Augen. Sein Herzschlag raste plötzlich. Er saß eine Sekunde später auf dem Ledersessel. Wie ein Raubtier auf dem Sprung. Und sein Blick suchte dabei die Scheibe ab und die Umgebung dahinter.

Nichts mehr!

Und trotzdem war er davon überzeugt, ein bleiches Gesicht gesehen zu haben, das in der oberen Hälfte von einem dunklen Schatten umrandet gewesen war.

Das Gesicht eines fremden Menschen…

Dr. Gordon stand langsam auf. Seine Hände ließ er auf der Schreibtischplatte liegen. Zwar hatte er beruflich oft genug mit psychisch gestörten Menschen zu tun, bisher allerdings war es ihm gelungen, eine gewisse Distanz zu wahren. Er hatte sich von ihren Problemen und Nöten nicht anstecken lassen, auch nicht von ihren Zwangsvorstellungen, die oft darin mündeten, daß die Menschen etwas sahen, das es in der Realität einfach nicht gab.

So war es bei ihm nicht. Er hatte das Gesicht gesehen, daran gab es keinen Zweifel.

Es war ein fremdes Gesicht gewesen. Das Gesicht eines Mannes.

Sehr glatt. Völlig ohne Gefühl. Das war ihm schon in der kurzen Zeitspanne aufgefallen.

Aber jetzt war es weg!

Er schluckte und wischte über seine Augen. Angst keimte nicht in ihm hoch, dafür ein gewisses Unbehagen. Es gab Patienten, die auch gewalttätig waren. Deshalb hatte er eine gewisse Vorsorge treffen müssen. Diesmal zog er eine der Schubladen an der rechten Seite auf und griff nach einem Gegenstand, der wie ein kleiner Stock aussah, mit einer Metallkappe an der Spitze. Sie würde den Strom blitzschnell

weiterleiten, wenn er mit einem Körper in Berührung kam.

Bisher hatte Dr. Gordon diesen Elektrostab nur einmal einzusetzen brauchen, aber er war geladen, und aus Schutzgründen steckte er in seiner Seitentasche.

Dann näherte er sich dem Fenster. Vor der Scheibe blieb er stehen.

Sie war hoch und breit genug, um ihm einen perfekten Blick in den Garten zu gestatten, wo die hohen Bäume zwar den nötigen Schutz gaben, er aber keinen Menschen entdeckte, der sich zwischen ihnen bewegt hätte. Es war alles ruhig wie immer. Das Laub fiel in Intervallen zu Boden. Die Sträucher waren ebenfalls bunt geworden, und über dem Rasen lag ein Film aus Feuchtigkeit.

Für Dr. Gordon war es eine trügerische Ruhe. Er konnte sich vorstellen, daß jemand um das Haus herumschlich, aber er hatte keine Ahnung, wer ihn da besuchen wollte.

Das Gesicht war ihm fremd gewesen. So sehr er auch überlegte und dabei auf seiner Lippe nagte, er kam zu keinem Ergebnis.

Dafür schaute er auf die Uhr.

Seine Mitarbeiterin Susan mußte noch vorn im Büro sein. Sie wollte einige Belege für das Finanzamt heraussuchen und sie dem Steuerberater schicken, weil ihm eine Prüfung bevorstand. Vielleicht hatte sich der Mann bei Susan angemeldet und war von ihr wieder weggeschickt worden, denn sie wußte, daß er keine Patienten mehr an diesem Tag empfangen würde. Entschlossen, die Sache zusammen mit Susan aufzuklären, verließ er sein Zimmer und begab sich in den Eingangsbereich, wo Susan tatsächlich noch an ihrem Schreibtisch saß. Sie war dabei, einen großen Umschlag sorgfältig zu verkleben, denn sie wollte die Unterlagen persönlich beim Steuerberater abgeben.

Als sie Dr. Gordon sah, legte sie den Umschlag auf den Monitor des PC und lächelte. »Es ist alles in Ordnung, Chef.«

»So?«

Susan schüttelte den Kopf. »Das hört sich aber seltsam an.«

»So war es nicht gemeint. Ich wollte Sie noch fragen, ob sich irgendwelche Patienten angemeldet haben.«

»Heute nicht.«

»Niemand?«

Sie lachte. »Wirklich nicht, Chef.«

Er deutete auf die Tür. »Es ist auch keiner gekommen, den Sie abgewiesen haben?«

»Auch das nicht.« Susan kam mit den Worten ihres Chefs nicht mehr zurecht. So hatte er sie noch nie gefragt, und deshalb sagte sie mit leiser Stimme: »Stimmt etwas nicht? Erwarten Sie noch einen Patienten? Soll ich deshalb länger bleiben?«

»Nein, um Himmels willen. Das ist wirklich nicht nötig.«

»Dann könnte ich ja gehen und noch bei Dr. Lansfield vorbeifahren,

um die Unterlagen abzugeben.«

»Ja, tun Sie das.«

»Gut.« Susan holte ihren Mantel aus dem Garderobenschrank und streifte ihn über. Dr. Gordon stand nachdenklich auf seinem Platz, den Blick gesenkt, als könnte er vom Fußboden die Lösung seiner Probleme ablesen. Seiner Mitarbeiterin lagen zahlreiche Fragen auf der Zunge, aber sie kannte auch ihren Chef. Wenn er über etwas nachdachte, wollte er allein sein, das akzeptierte sie.

Sie wünschte noch einen schönen Abend, was der Mann kaum mitbekam. Er nickte ihr geistesabwesend zu, bevor sie das Haus verließ. Die Tür fiel ins Schloß, dann war der Arzt allein.

Er blieb nicht auf seinem Platz stehen. Seine Wanderung führte ihn ruhelos durch den großen Vorraum. Die Gedanken drehten sich um das Gesicht am Fenster.

Hin und wieder schaute er in den Garten, um sich zu überzeugen, daß er sich nicht geirrt hatte.

Aber der Fremde ließ sich nicht blicken.

»Und ich habe mich nicht geirrt!« flüsterte er sich selbst zu. »Das habe ich nicht!« Es hört sich an, als wollte er sich Mut machen.

Für ihn gab es zwei Alternativen. Er konnte die nächsten Stunden und damit auch den Abend und die Nacht allein verbringen, oder er konnte sich mit einem Kollegen treffen, über den Fall und auch über die Hypnose seiner Patientin reden.

Allein wollte er nicht bleiben. Vor der Entdeckung des Gesichts hatte er anders gedacht, jetzt aber brauchte er jemanden, der ihm zuhörte und den Dingen auf den Grund ging. Dr. Gordon war davon überzeugt, daß sich etwas in seiner Nähe zusammenballte, das für ihn zu einem großen Problem werden konnte.

Das war überhaupt nicht gut für ihn, wenn er allein blieb. Er brauchte einen Menschen, mit dem er reden konnte. Mit Dean Branden hatte er einige Semester zusammen studiert. Branden war ein Fachmann für Hypnose. Auch nach dem Studium hatten sich die beiden Männer nicht aus den Augen verloren. Einmal im Monat trafen sie sich. Halb beruflich, zur anderen Hälfte privat, und sie sprachen bei diesen Treffen auch über ihre Fälle, so daß der eine dem anderen helfen konnte.

Dr. Gordon griff bereits zum Hörer, hob ihn auch an und wollte wählen, als ihm etwas auffiel.

Eigentlich nicht auffiel, er spürte es nur. Es war eine Warnung, die ihn erwischt hatte. Wie ein sanfter, aber trotzdem gefährlicher Hauch war sie in seine Nähe geglitten.

Er legte den Hörer wieder auf die Gabel und drehte sich aus einem Instinkt heraus um.

Sein Blick fiel automatisch auf die Fenster. Was er dort sah, ließ ihn

an seinem Verstand zweifeln…

Es war der Mann. Der Arzt erkannte sehr deutlich das Gesicht. Es sah wie ein bleicher Fleck aus, und er sah auch die flache Mütze auf dem Kopf.

Aber das war es nicht, was ihn störte. Etwas anderes machte ihm schwer zu schaffen. Diese Person hatte es nicht nötig, die normale Eingangstür zu benutzen. Sie drückte sich durch das Fenster, als wäre es so gut wie nicht vorhanden. Es zersprang oder zerklirrte kein Glas. Es gab keine Scherben, keine Splitter, es flog nichts in das Zimmer hinein. Dieser unheimliche und unerklärliche Vorgang lief so gut wie geräuschlos ab. Der Arzt stand da, ohne sich zu bewegen.

Er ärgerte sich über sich selbst, weil er das Gefühl der Furcht nicht unterdrücken konnte und auch gezwungen war, auf das Fenster zu starren.

Bei diesem nicht erklärbaren Vorgang bewegte sich nicht nur die fremde Gestalt, auch die Scheibe blieb nicht ruhig. Er konnte es selbst nicht fassen, aber sie warf plötzlich Wellen, die aussahen wie schimmernde Spiralen, und der Eintretende schien für die Dauer dieses Vorgangs selbst ein Teil dieses Fensters zu werden. Nicht das geringste Geräusch war dabei entstanden, und Dr. Gordon wurde klar, daß die Gesetze der Physik hierbei aufgehoben worden waren.

Nur nach einer Erklärung suchte er nicht. Er wollte einfach nur schauen und konnte sich zudem nicht bewegen, da er unter einem inneren Zwang stand.

Der Fremde schob sich durch die Glasspirale hinweg und drückte sein Bein nach vorn.

So betrat er das große Zimmer!

Dr. Gordon hielt den Atem an. Er war nicht mehr in der Lage, richtig Luft zu holen. Er fühlte sich wie jemand, der zu einem Statisten degradiert worden war, aber nicht wußte, was auf dieser ungewöhnlichen Bühne noch alles ablief.

Als der Fremde in der Glasscheibe integriert war, waren auch seine Umrisse verschmolzen, und er selbst hatte sich schlangenförmig bewegt.

Nun stand er im Vorraum und hatte festen Boden unter den Füßen. Er war wieder normal geworden und ließ sich auch anschauen.

Der Arzt sah ihn nicht zum erstenmal. Es war genau der Typ, dessen Gesicht er für einen Moment hinter der Fensterscheibe gesehen hatte. Die gleichen blassen Züge mit dem leicht bläulichen Schimmer im Gesicht. In Gordons Magen krampfte sich etwas zusammen.

Er wollte soviel tun und war nicht dazu in der Lage. Als Spezialist hatte er mit Phänomenen zu tun, doch dieses Phänomen, was er in den letzten Sekunden erlebt hatte, überstieg sein Fassungsvermögen.

Auch wenn er es gewollt hätte, er hätte sich in dieser Zeitspanne

nicht bewegen können. Deshalb stand er wie festgenagelt auf dem Fleck und blickte nach vorn.

Der andere lächelte.

Es war beileibe kein fröhliches Lächeln, sondern ein sehr wissendes und auch irgendwie unheimliches. Der dunkle Mantel, die ebenfalls dunkle Baskenmütze und zwischen den beiden dieses bleiche Gesicht, das dem Arzt zwar normal, aber dennoch künstlich vorkam, als hätte man dieser Person eine Maske auf das eigentliche Gesicht gesetzt. Dafür hatte Gordon einen Blick.

Der Fremde fühlte sich sicher. Er ging langsam, er schaute sich dabei um, aber er ließ auch den Arzt nicht aus den Augen, so daß dieser sich kaum traute, seine Hand in die Jackentasche zu schieben, wo die Elektrowaffe steckte.

Eine Bewegung lenkte ihn ab. Nicht innerhalb des Raumes, sondern draußen, wieder am Fenster.

Dort stand jemand, schaute herein, und nichts verzerrte das Gesicht der Celia Wayne.

Es war der Anblick, an dem Dr. Gordon anfing zu zittern. Der Schweiß strömte ihm aus allen Poren. Plötzlich fürchtete er sich nicht nur vor dem Fremden, sondern auch vor Celia, die mit dem Unbekannten unter einer Decke stecken mußte.

Es gab dafür keinen Beweis. Er mußte sich einfach auf sein Gefühl verlassen, und das hatte ihn selten genug betrogen.

Sie blieb draußen. Ihr Helfer jedoch ging so weit vor, bis er fast den Schreibtisch der Mitarbeiterin erreicht hatte, wo er auch stehen blieb, und dem Arzt aus relativ kurzer Distanz ins Gesicht schaute.

Dr. Gordon schaute nicht weg, weil einfach ein Zwang vorhanden war, der sein Augenmerk in eine bestimmte Richtung lenkte, eben auf dieses andere Gesicht.

Den Drang, eine Frage zu stellen, konnte er nicht mehr unterdrücken. Auch wenn es wirklich nur lapidare Worte waren, mußte er einfach etwas sagen. »Wer sind Sie?«

»Ich bin jemand, der eine Aufgabe zu erledigen hat. Nicht mehr und nicht weniger.«

Mühsam hob Dr. Gordon seinen Arm. »Und da kommen Sie durch das Fenster, ohne daß die Scheibe zerbricht?«

»Ja.«

»Das kann kein Mensch«, flüsterte Dr. Gordon. »So etwas ist einfach nicht möglich.«

Auf dem bleichen Gesicht zeichnete sich ein Lächeln ab. Es sah arrogant aus. Der Ankömmling stellte auch eine Frage. »Habe ich denn behauptet, ein Mensch zu sein?«

Es war eine simple, für den Arzt aber ungemein schwierige Frage, auf die er keine Antwort wußte. Er wollte sich ablenken und schaute zum

Fenster hin, aber dort stand seine junge Patientin nicht mehr.

Sie war auch zweitrangig geworden. Für ihn war es wichtig, sich um den Fremden zu kümmern.

Kein Mensch mehr?

Darüber mußte er nachdenken. Wie konnte jemand behaupten, kein Mensch zu sein, wenn er trotzdem so aussah? Seltsam war nur, daß Dr. Gordon ihm glaubte. Er nahm ihm einfach ab, kein Mensch zu sein, und das bereitete ihm schon Probleme.

Wieder suchte er den anderen vom Kopf bis zu den Füßen hin ab.

Er fand alles normal. Nichts an ihm wies auf etwas Außer-oder Unmenschliches hin. Dieser Mann hatte zwei Arme und zwei Beine und bewegte sich wie ein Mensch.

»Es war nur wichtig für mich, die Gestalt eines Menschen anzunehmen. Das müssen wir tun, wenn wir hier sind, verstehen Sie?«

Der Arzt dachte nach. Müssen wir tun, wenn wir hier sind. Dieser Typ hatte gesprochen, als gehörte er nicht der menschlichen Rasse, sondern einem anderen Kreis an. Weiter wollte der Arzt nicht denken, und er wollte auch nicht nachfragen.

Aber der Fremde blieb am Drücker. »Hast du Angst?«

Der Neurologe hob die Schultern.

»Ja, du hast Angst, das spüre ich. Du hast eine verdammte Angst. Sie steckt tief in dir, sie ist auch menschlich, das weiß ich inzwischen. Du mußt auch Angst haben, da du dich in Dinge eingemischt hast, von denen du hättest die Finger lassen sollen. Du hast bereits zu viel gesehen, und so etwas können wir nicht hinnehmen.«

Gordon hatte verstanden. Er war in diesen Sekunden hellwach und vom Verstand her top. Er wußte auch, daß der Eindringling eine Drohung ausgesprochen hatte. Die kam schon der eines Killers gleich, der keine Zeugen gebrauchen konnte.

Dr. Gordon wußte nicht, wie er sich verhalten sollte. In der Tasche steckte die Waffe, nur traute er diesem Fremden einfach alles zu.

Der würde über Leichen gehen, und erst recht keine Rücksicht auf ihn nehmen. Im Magen wurde der Kloß dicker. Der Arzt ging automatisch zurück, als sich der Fremde in Bewegung setzte. Er wollte ihn, er wollte sein Versprechen einlösen, und die rechte Hand des Arztes huschte wie von selbst in die entsprechende Tasche.

Er zog die Waffe hervor.

Der andere mußte es einfach sehen, nur ignorierte er den Gegenstand völlig. Er gab sich wie jemand, der seiner Sache hundertprozentig sicher ist.

»Bleiben Sie stehen!« befahl Dr. Gordon. Er hatte die Waffe bereits eingeschaltet. Auf einen Knopfdruck hin produzierte die Batterie den entsprechenden Strom.

Als Antwort runzelte der andere nur die Stirn, mehr tat er nicht.

Dann schüttelte er den Kopf. Wie ein Vater, der die Unart seines Kindes nicht begreifen konnte.

Ruhig setzte er seinen Weg fort, während Dr. Gordon immer weiter zurückging. Einmal schaute er an dem anderen vorbei und zum Fenster hin. Celia Wayne blickte durch die Scheibe. Das Gesicht angespannt, die Lippen zu einem kalten Lächeln verzogen. Sie stand voll und ganz auf der Seite des anderen und würde sich dessen Abrechnung anschauen.

Noch war die Lücke zwischen den beiden Männern groß genug, aber sie schmolz immer mehr zusammen. Der Arzt wollte nicht so lange warten, bis es zu einem körperlichen Kontakt kam. Er wollte und mußte schneller sein. Dabei dachte er auch an den Überraschungseffekt, an den er aber selbst nicht richtig glaubte.

Er warf sich vor.

Zugleich streckte er seinen rechten Arm aus. Er mußte sich voll und ganz auf seine elektronische Abwehrwaffe verlassen, die bei Menschen eigentlich immer wirkte.

Er traf den Fremden.

Was nun geschah, bekam auch der Arzt nicht richtig mit. Er konnte nur von seinen einmaligen Erfahrungswerten sprechen, denn wenn die Abwehrwaffe den Kontakt mit einem Menschen hergestellt hatte, dann zuckte dieser zusammen, weil er auch Schmerzen spürte und wurde im wahrsten Sinne des Wortes aus der Bahn geworfen.

Hier nicht.

Hier klebte die Waffe mit ihrer Spitze fest. Sosehr sich der Arzt auch bemühte, es wollte ihm nicht gelingen, sie wieder zurückzuziehen. Sie war mit dem anderen verbunden, und der Angreifer selbst war ebenfalls nicht in der Lage, sie wieder zurückzuholen.

Es war einfach nicht zu fassen. Er sah es als furchtbar an. Er kam damit überhaupt nicht zurecht. Die Welt um ihn herum schwankte plötzlich, und der Strom, der in die Gestalt hineingelaufen war, sorgte bei ihr für eine Veränderung.

Die Haut löste sich auf.

Oder wurde sie durchsichtig wie Glas?

Jedenfalls konnte der Doktor in den anderen hineinschauen. Für einen kurzen Moment erlaubte ihm der Eindringling einen Blick auf seine wahre Gestalt. So sah Dr. Gordon das, was den allermeisten Menschen verborgen blieb.

Nur konnte er mit dem Wissen nichts mehr anfangen. Sein Gehirn registrierte diese Andersartigkeit zwar, nur konnte er damit nichts mehr anfangen. Er mußte einfach den Eindruck haben, als hätte sich der Strom verstärkt gegen ihn gewandt.

Etwas tastete durch seinen Körper.

Es war schlimm. Es war ein gewaltiger Schauder, der ihn zunächst

erwischte und später in einen zuckenden Schmerz überging, der ihn zerriß. Dr. Gordon glaubte daran, in Flammen zu stehen und in ihnen zu verbrennen. Er schrie, aber er schrie nicht wirklich. In ihm war alles verkrampft und plötzlich so trocken geworden, als hätte man ihm das Wasser und das Blut entzogen.

Das Bild vor ihm verschwand. Die andere Gestalt zog sich zurück, und er sah in der letzten Sekunde seines Lebens eine Person vor sich im dunklen Mantel und mit einer Baskenmütze auf dem Kopf.

Danach brach er tot zusammen und blieb hinter seinem Schreibtisch liegen, als wollte er sich verstecken.

Der Fremde aber lächelte und schüttelte den Kopf wie jemand, der einen anderen bedauerte. Irgendwo stimmte das schon. Er bedauerte diesen Menschen, der es tatsächlich gewagt hatte, sich gegen ihn zu stellen. So etwas war glatter Selbstmord. Zudem hatte er auch keinen Grund gesehen, den anderen zu warnen, der einfach zuviel gewußt hatte und deshalb sterben mußte.

Er warf der Leiche nicht einen Blick zu, als er zur Tür ging und sie öffnete.

Über die Schwelle trat seine neue Verbündete: Celia Wayne…

Celia ließ die Tür hinter sich zufallen. Sie sah, wie der Bleiche nickte. Das hinterließ bei ihr ein Lächeln. Wusste sie doch, daß alles günstig gelaufen war.

Sie sah den Toten nicht. Erst als sich der Fremde bewegte und in eine bestimmte Richtung deutete, wußte Celia, wohin sie zu gehen hatte. Sie schlich über den Boden, dann schaute sie hinter den Schreibtisch und sah in liegen.

Auch als Toter war er noch ein Mensch, aber er hatte sich verändert. In der rechten Hand hielt er noch immer seine Elektrowaffe, die ihm diesmal nichts gebracht hatte. Es war ihm nicht möglich gewesen, den Tod des Menschen zu verhindern.

Auch sie hatte einiges mitbekommen. Hier waren zwei Energien unterschiedlichster Art zusammengetroffen, hatten sich nicht gegeneinander aufgehoben. Hier hatte die stärkere Waffe gewonnen und den Menschen zu einem halbrunden und schwarz gefärbten Klumpen zusammengeschmolzen.

Er lag auf dem Boden und sonderte einen ungewöhnlichen Geruch ab. Verbrannt und trotzdem nicht verbrannt. Irgendwie anders, stechend. Ein Elektrofeuer schien ihn erwischt zu haben. Es hatte der Haut die dunkle Farbe gegeben, und nur die Augen leuchteten wie zwei helle Kugeln aus dem starren Gesicht.

Celia drehte sich wieder um. Daß sie diesen Anblick so regungslos und auch gefühllos hinnahm, berührte sie nicht einmal. In den letzten beiden Stunden war sie zu einer anderen Person geworden.

Zwar nicht äußerlich, aber im Innern schon. Da hatte sie eine

regelrechte Kehrtwendung gemacht, denn sie fühlte sich mehr zu ihrer alten – neuen – Identität hingezogen. »Zufrieden?« fragte ihr Begleiter, der seinen Namen nicht genannt hatte.

»Es muß so sein.«

»Stimmt. Einer weniger. Mit ihm haben wir angefangen, aber es gibt weitere Menschen, die über uns Bescheid wissen.«

»Nein, nur über mich.«

»Das reicht schon.«

»Meine Mutter weiß es…« Celia senkte den Kopf, als wäre ihr erst jetzt bewußt geworden, was sie überhaupt von sich gegeben hatte.

»Wir dürfen keine Ausnahmen machen.«

Celia nickte, aber sie schaute den Fremden nicht an. »Das weiß ich leider.«

»Ich überlasse es dir, wann wir sie besuchen.«

Celia Wayne schwieg. Sie wollte keine Antwort geben. Zumindest nicht so, denn zwischen ihr und der Mutter standen noch zwei andere Personen, und das sagte sie dem Fremden auch. »Es gibt noch diese beiden Polizisten, von denen ich dir erzählte. Ich glaube, daß sie mehr wissen als meine Mutter. Um sie sollten wir uns zuerst kümmern.«

Der Mann mit der Baskenmütze ließ ihr alle Freiheiten. Er lächelte seinem Schützling zu. »Wie du willst, Celia. Wir können uns die beiden zuerst vornehmen.«

»Das ist gut.«

»Und wo müssen wir hin?«

Mit dieser Frage hatte der Fremde Celia auf dem falschen Fuß erwischt. »Wenn ich das wüßte. Ich weiß nicht, wo sich die beiden aufhalten. Man kann nur raten.«

»Nein, wir müssen uns erkundigen.«

»Wie meinst du das?«

»Es sind Polizisten und…«

»Sie kommen sogar von Scotland Yard und scheinen sich nicht so leicht aus der Fassung bringen zu lassen.«

»Umso besser, meine Liebe. Dann wissen wir wenigstens, wo wir ansetzen können.«

»Du willst bei Scotland Yard anrufen?«

»Nein, nicht ich – du!«

»Was?« Vor Überraschung trat Celia einen Schritt zurück. »Ich soll beim Yard anrufen?«

»Ja.« Er ging zum Telefon, nahm den Hörer ab und sagte: »Man wird dir vertrauen.«

»Aber ich weiß nicht, welche Nummer ich wählen soll.«

»Wir werden es schon herausfinden. Da brauchst du dir keine Sorgen zu machen. Wie jede Dienststelle, so wird auch Scotland Yard eine Sammelnummer haben. Wenn du sie anrufst, wird man dir schon

weiterhelfen.«

»Das mag schon sein.«

Der Fremde hörte nicht hin. Er bewegte sich wie ein normaler Mensch, der schon immer auf der Erde gelebt hatte. Ein Telefonbuch war schnell in einer Schublade gefunden. Sogar ein Branchenbuch, nicht so dick wie die Londoner Telefonbücher, so daß der Mann nicht viel zu blättern hatte. Er schrieb die Nummer auf und reichte Celia den Zettel. »So, hier kannst du anrufen.«

»Danke.«

Der Mörder machte ihr Platz, damit sie sich auf den Schreibtischstuhl setzen konnte. Ihre Hand zitterte nicht, als sie den Hörer abnahm. Sie war plötzlich sehr ruhig geworden. Celia blieb es auch, als jemand abnahm. Sie war tatsächlich an der Zentrale gelandet. Sie sprach ihren Wunsch aus, und der Beamte dort war nicht nur freundlich, er wußte auch Bescheid.

»Ich werde Sie mit Miss Perkins, dem Sekretariat, verbinden.«

»Danke, tun Sie das.«

Der Fremde, der mitgehört hatte, lächelte und hob den rechten Daumen an wie ein Siegeszeichen…

***

Glenda Perkins schnaufte durch die Nase, als das Gespräch beendet war. Sie legte den Hörer auf und entdeckte die Schweißflecken, die darauf zurückgeblieben waren. Innerlich stellte sie sich die Frage, ob sie nicht einen Fehler begangen hatte und dieser Anruferin – Celia Wayne auf den Leim gegangen war.

Die Frau hatte mit John Sinclair Kontakt aufnehmen wollen. Glenda hatte ihr erklären müssen, daß John nicht da, sondern unterwegs war. Damit hatte sich die Anruferin allerdings nicht zufriedengegeben und so lange gebohrt, bis Glenda mit der Wahrheit herausrückte, worüber sie sich jetzt noch ärgerte.

So wußte Celia Wayne, daß John und Suko dieser Disco Peppermint einen Besuch abstatten wollten.

Gut oder schlecht?

Glenda stellte sich die Frage mehrmals, aber sie fand keine überzeugende Antwort. So mußte sie sich darauf verlassen, trotz allem das Richtige getan zu haben.

Aber auch damit konnte sie sich nicht anfreunden. Das schlechte Gewissen blieb bestehen. Glenda fand auf ihrem Schreibtischstuhl keine Ruhe mehr. Sie lief nervös auf und ab Sie wußte, daß sie etwas tun mußte. Einen Fehler ausbügeln oder so ähnlich, aber sie wollte sich nicht Sir James anvertrauen. Es gab noch eine bessere Möglichkeit, um das Gewissen einigermaßen zu beruhigen. Sie würde John selbst anrufen.

Über Handys konnte man wirklich geteilter Meinung sein. Hin und wieder waren sie schon ein Segen, und dieser Fall zählte für Glenda Perkins dazu.

Etwas nervös war sie schon, als sie die Nummer des Geisterjägers eintippte…

***

Ob die Disco mit dem Namen Peppermint überhaupt eine Spur war, wußten wir nicht. Aber es blieb uns nichts anderes übrig, als jedem noch so kleinen Hinweis nachzugehen, um Celia Wayne aufzuspüren. Einer dieser Hinweise war eben die Disco, weil sich die Person dort des öfteren aufgehalten hatte.

Suko und ich hatten über Celia gesprochen. Beide kamen wir mit ihr nicht zurecht. Wir wußten nicht, wie wir sie einstufen sollten.

War sie nun das Opfer, oder mußten wir sie bereits mehr zu dem Kreis der Täter zählen?

Da es keine konkrete Antwort für uns gab, hielten wir uns mit unseren Vermutungen in der Mitte. Sie konnte sowohl zu der einen, als auch zu der anderen Gruppe zählen.

Nicht weit von der Themse entfernt hatte die Disco ihren Platz.

Wir waren einmal an ihr vorbeigefahren und hatten festgestellt, daß es so gut wie unmöglich war, einen Parkplatz zu finden. Den mußten wir uns woanders suchen.

Auch das sah nicht gut aus. So holten wir schließlich einen der netten Bobbies zu uns und erklärten ihm das Problem. Er wies uns einen Parkplatz zu, wo normalerweise kein Fahrzeug abgestellt werden durfte. Es war eine schmale Grünfläche, die eine Straße teilte.

Allerdings war die Fläche nicht mehr grün, sondern umgepflügt, weil sie neu gestaltet werden sollte.

Wir nahmen dem Mann noch das Versprechen ab, den Rover ohne Reifenkrallen wiederzufinden, und machten uns zu Fuß auf den Weg. Die Gegend war ziemlich belebt. Es hatten sich hier in der letzten Zeit zahlreiche Lokale etabliert. Kneipen und »Fast-Food« – Läden. Suko bekam plötzlich Hunger, als er den asiatischen Imbiss entdeckte. Er sagte zwar nichts, aber ich stellte es an seinem Blick fest. »Soviel Zeit haben wir noch, Alter?«

»Was meinst du denn?« Ich deutete auf die rote Reklame aus chinesischen Schriftzeichen.

»Daß du dir was in den Magen schaufeln kannst.«

»Meinst du.«

»Ich kenne dich doch.« Suko grinste. »Für eine kleine Frühlingsrolle würde es schon reichen.«

»Nimm lieber eine Herbstrolle. Die paßt besser zur Jahreszeit.«

»Dein Wunsch ist mir Befehl.« Hunger hatte ich nicht. Und auch das

Hamburger-Lokal gegenüber lockte mich nicht. Da der chinesische Imbiss nicht gerade überlaufen war, wurde Suko bald bedient.

Er bekam seine Herbstrolle in einer Schale serviert, stellte sich in die Ecke der Imbissbude und aß.

»Ist sie okay?« fragte ich nach dem ersten Bissen. »Ich bin überrascht, wie gut sie ist.«

»Tja, so hat jeder einmal am Tag seine Freude und…« Da piepte das Handy! Zuerst schaute ich mich um, weil ich dachte, daß sich bei einem der Passanten der Quälgeist gemeldet hatte, aber dem war nicht so. Mein Handy meldete sich. Über seine Schale hinweg schaute mich Suko vorwurfsvoll an, was mich nicht störte.

Ich kam nicht mal dazu, mich zu melden, als ich schon Glendas Stimme hörte. »Störe ich, John?«

»Nein, du nicht. Suko hättest du gestört, denn er schlägt sich gerade den Magen voll. Allerdings nicht in einem Lokal, sondern vor einem chinesischen Schnellimbiss.«

»Das ist gut.«

»Was hast du den für Probleme?«

Sie lachte kurz auf. »Ich weiß nicht, ob ich Probleme bekomme, ihr seid da näher dran.«

»Erzähl mal.«

»Du hast ja Zeit – oder?«

»Solange sich Suko mit seiner Herbstrolle beschäftigt, immer.«

Dann hörte ich zu, was mir Glenda zu berichten hatte, und ich wunderte mich, daß Celia uns suchte.

Auf meine entsprechende Frage hin konnte Glenda auch keine Antwort geben. Ihre Stimme sackte etwas ab. Es war herauszuhören, wie unwohl sie sich fühlte, als sie zugab, der Anruferin unser Ziel durchgegeben zu haben. »Es war möglicherweise ein Fehler, John, aber ihr solltet wenigstens davon erfahren.«

»Sehr gut.«

»Wieso?«

»Daß du Celia erklärt hast, wo sie uns finden kann. Dann brauchen wir wohl nicht mehr zu suchen.«

»Wenn du es so siehst, hast du recht.«

»Das muß man so sehen, Glenda.« Ich wechselte das Handy und drückte es gegen das linke Ohr. »Eine ungefähre Zeitangabe hast du nicht bekommen – oder?«

»Nein, das habe ich auch nicht.«

»Okay, dann sind wir gespannt. Von hier aus bis zur Disco sind es nur wenige Schritte.«

»Kann ich dir noch etwas sagen?« murmelte Glenda mit nicht eben glücklich klingender Stimme.

Ich grinste und flüsterte dabei: »Alles, Glenda, das weißt du doch.

Zwischen uns gibt es keine Geheimnisse.«

Suko, der meine Antwort mitbekommen hatte, winkte nur ab und drehte sich weg.

Auch Glenda war nicht glücklich. »Hör doch auf mit dem Mist, es ist mir ernst. Ich bin ja beileibe keine Expertin für Stimmen und deren Untertöne, aber Celia Waynes Stimme hat schon einen besonderen Klang oder Unterton gehabt, wie ich meine.«

»Welchen denn?«

»Tja, so genau kann ich das nicht definieren. Nicht gerade freudig erregt, eher lauernd, und schließlich konnte sie sogar einen leichten Triumph nicht unterdrücken. Ich kann mich natürlich irren, John«, redete Glenda schnell weiter, »aber es ist durchaus möglich, daß sie euch in eine Falle laufen lassen will.«

»Meinst du?«

»Nur vom Gefühl her.«

»Okay, dann danke ich dir. Leicht wird es nicht werden, wenn man bedenkt, welche Kräfte in ihr stecken.«

»Ja, das meine ich auch.«

Wir verabschiedeten uns, und ich steckte das Handy wieder weg.

Suko hatte mittlerweile seine Schale geleert. Er blickte mich gespannt an. »Und, was hat es gegeben?«

Ich dachte nach und schaute dabei gegen einen Himmel, der immer mehr eindunkelte. Die Wolken schoben sich übereinander, und das in verschiedenen Grautönen. Es sah so aus, als hätten sich mehrere Bergmassive übereinander getürmt, ohne dabei auch nur das leiseste Geräusch abzugeben. »Sie hat uns nicht eben gewarnt, aber so ähnlich ist es schon gewesen.« Ich klärte Suko auf, der einige Male nickte.

»Sehr gut von Glenda. Ich traue dieser Celia auch nicht, aber das weißt du ja.«

»Klar.« Seit dem Verlassen der Kapelle mußten wir Celia Wayne einfach mit anderen Augen betrachten. Sie war nicht mehr oder nicht nur das Opfer, da mußte schon etwas passiert sein, was sie in eine andere Richtung gedrückt hatte.

Für einen richtigen Disco-Besuch war es zwar noch etwas früh zumeist ging dort erst nach Mitternacht die Post so richtig ab, aber es gab auch Ausnahmen, und wir hofften, daß das Peppermint dazu zählte.

»Dann wollen wir mal«, sagte ich.

Suko klopfte auf seinen Bauch. »Ich halte die Nacht durch, das Essen war wirklich gut.«

Wenigstens etwas, dachte ich.

Discos waren in den letzten Jahren wie Pilze aus dem Boden geschossen. Häufig nutzten sie kleine Fabriken, in denen nichts mehr produziert wurde. Findige Geschäftsleute hatten diese leeren Bauten in

Discos umgebaut. In den Industriegebieten wurde durch den Lärm und den vielen Verkehr kaum jemand gestört.

Das Peppermint dagegen stand nicht auf irgendeinem Industriegelände. Es war integriert in eine Häuserzeile, und für eine Disco war der Eingang ziemlich schmal.

Eine normal breite Tür, die allerdings offen stand. Grüne Lichtblitze huschten hervor, trafen auch den Gehsteig sowie die wenigen jungen Leute, die vor dem Lokal standen, oft im schrillen Outfit. Sie sprachen miteinander oder bewegten sich im Rhythmus der Musik.

Techno-Sound war angesagt.

Wir traten ein.

Das grüne Licht wurde stärker. Nicht nur wir sahen dadurch aus wie Gespenster, auch die Kleine an der Kasse erinnerte mehr an eine Wasserleiche. Sie trug Schlabberlook mit Löchern in der Kleidung und war noch voll auf dem »Grunge-Trip«.

Wir bezahlten unseren Eintritt, dafür hatten wir ein Getränk frei und durften zwei Stufen hochgehen, um in das Innere zu gelangen.

Da sah es schon anders aus als in einem normalen Haus. Hier war umgebaut worden, aber man hatte tatsächlich die alte Treppe stehen lassen. Wer wollte, konnte zu den Plattformen der ersten Etage gehen. Sie standen ziemlich weit auseinander und schwebten in der Luft. Nur wer genauer hinschaute, sah die eisernen Stützpfeiler. Alle Plattformen waren durch Stege miteinander verbunden.

Originell, das mußte ich zugeben, als wir uns umschauten. Auf den Luftinseln hielten sich nur wenige Gäste auf. Es tanzte dort oben niemand. Wer es tun wollte, blieb unten. Hier war die Tanzfläche, die mit dem grünen Licht überschüttet wurde. Es sah für den Betrachter aus, als schwämmen die Tänzer in einem mit türkisfarbenem Wasser gefüllten Becken.

Es gab auch eine Theke. Ziemlich groß. Dahinter bewegten sich vier Helfer. Zwei junge Männer und zwei Frauen.

Auf Hocker hatte man verzichtet, aber der Gast konnte sich wenigstens an einen Handlauf lehnen, was wir auch taten. Eine weibliche Bedienung näherte sich uns. Die Kleine war dunkelblond, aber ihre Frisur sah aus wie der Turmbau zu Babel. Sie hatte die Haare hochgekämmt, festgesteckt, so daß sie letztendlich einen auf dem Kopf stehenden Trichter bildeten. Als sich die junge Frau umdrehte, war zu sehen, daß sie den Nacken und einen Teil des Hinterkopfs rasiert hatte, um Platz für eine Tätowierung zu bekommen. In dem wirklich hübschen Gesicht störten meiner Ansicht nach die violett angemalten Lippen, aber die Geschmäcker sind eben verschieden.

»Ist was?« fragte sie mich.

»Wieso?«

»Weil du so komisch schaust.«
»Das ist angeboren.«
»Aha. Ich dachte schon, dir würde etwas nicht passen. Wo sind die Gutscheine?«
Die hatte Suko. Er legte sie auf das rissige und mit Schnitzereien versehene Holz des Tresens und fragte zugleich: »Was gibt es denn dafür?«
»Einen Peppermint-Flip.«
»Aha, was ist das?«
»Laßt euch überraschen.« Sie nahm die Marken an sich und zog sich zurück.
Jetzt waren wir in der Lage, auf ihrem Hinterkopf die Tätowierung zu erkennen. Es war ein Totenkopf mit gekreuzten Knochen. Na ja, die Geschmäcker sind eben verschieden.
Aus einer langen Flasche goss sie etwas in zwei tulpenförmige Gläser, bis diese zur Hälfte gefüllt waren. Sie stellte die beiden vor uns hin und nickte.
»Ist das der Flip?« fragte ich. »Sieht er wie Whisky aus?«
»Nein, aber den hätte ich gern.«
»Und was ist mit dem Flip?«
»Wenn du willst, kannst *du* ihn trinken.« Sie tippte mit dem Finger gegen die Stirn. »Ich will mich doch nicht vergiften.« Ich grinste sie an. »Bei den Gästen macht dir das nichts aus?«
»Gib her«, sagte sie, obwohl wir die Gläser noch nicht berührt hatten.
Beide nahm sie mit und leerte sie in einem Spülbecken. Dabei lächelte sie uns an. Wahrscheinlich waren wir die einzigen, die auf das Getränk verzichtet hatten. Sie brachte den Whisky und stellte Suko auch ein Glas hin. Er war gut eingeschenkt. Wir konnten ihn riechen, und ich nickte der Barmaid anerkennend zu.
»Es ist unser bester«, erklärte sie. »Danke. Womit haben wir das verdient?«
»Wer den Flip nicht trinkt, ist ein Kenner. Aber der Whisky kostet schon etwas.«
»Reichen zehn Pfund für beide?«
»Da kriegt ihr noch was zurück.« Ich drapierte die Banknote auf den Tresen und bedeckte sie mit der Hand. »Der Rest gehört dir, und ich lege noch das gleiche hinzu, wenn du uns ein paar Fragen beantwortest, bevor hier die Bude brennt.« Auf ihrem glatten Gesicht zogen sich die Augenbrauen zusammen. »Muss ich jetzt davon ausgehen, daß ihr Bullen seid?«
»Nicht unbedingt.« Ich holte noch eine Banknote hervor. »Es geht um einen Gast, der hier verkehrt.«
»Kenne ich nicht.«
»Warte doch mal ab.« Sie hob die aus dem schwarzen Oberteil

hervorschauenden Schultern, schielte aber auf das Geld, was schon die halbe Miete für uns war. Sie hieß Yvonne, wie wir auf dem Namensschild unter der linken Brust lesen konnten, und sie gehörte nicht eben zu den schlanksten Personen, was sie aber nicht unsympathischer machte, im Gegenteil.

»Celia Wayne – sagt dir der Name etwas?« Yvonne lächelte.

»Müsste er das?«

»Wenn sie Stammgast hier ist, schon.«

Sie kratzte sich an der Wange. »Laßt mich mal überlegen…« Während sie das tat, schob ich die Noten auf sie zu. »Ja, jetzt erinnere ich mich. – Celia. Wir haben sie immer nur die Puppe genannt.«

»Warum das?«

»Jemand sagte mal, sie wäre schön wie eine Puppe. Weiß der Teufel, wie er das gemeint hat.« Ich ließ die beiden Noten los. Jetzt verschwand die eine im Ausschnitt. »Noch was?«

»Wenn wir schon mal dabei sind. Kannst du uns sagen, ob sie öfter hier gewesen ist?«

»Klar, aber immer allein. – Die hat auch allein getanzt. Aber das machen fast alle hier.«

»Du hast dich bestimmt mit ihr unterhalten?«

»Kaum. Die Zeit ist zu knapp.«

»Okay, das kann ich mir denken. Ist dir denn an ihr etwas aufgefallen?«

»Wieso?« Sie rieb ihren ausgestreckten Zeigefinger quer unter der Nase. »War sie vielleicht verändert im Vergleich zu früheren Besuchen?«

»Wie meinst du das?«

»Hat sie sich anders benommen?« Yvonne schüttelte den Kopf.

Der Haarturm blieb dabei unbeschädigt.

»Überhaupt nicht. Aber gestern war sie nicht hier. Dafür den Tag davor oder den Abend.«

»Gut, danke.«

»War das alles?«

»Klar.«

»*Ich* habe noch eine Frage«, sagte Suko. »Weshalb hast du dir den Totenkopf auf den Schädel tätowieren lassen?« Ihr Gesicht verzog sich. »Weil Typen wie du dann was zu starren und zu fragen haben.«

»Danke, das war eine gute Antwort.« Yvonne zog sich zurück. Ich mußte lachen, trank dann den ersten Schluck und war angetan. »Ein guter Stoff.«

»Willst du meinen auch?«

»Nein, nein, laß mal.« Unser Standplatz war nicht günstig. Wir wechselten. Ich nahm mein Glas mit, Suko ließ seines stehen. Dann standen wir so, daß wir den Eingang und einen großen Teil der Disco

im Auge behalten konnten. Das Peppermint war wirklich in, denn immer mehr Gäste trudelten ein.

Jünger als wir. Auch anders gekleidet. Nicht uniformiert. Hier machte jeder seine eigene Mode, und irgendwann wurden gewisse Strömungen dann von Mode-Designern aufgegriffen.

Ich war nicht der Mann, der ein solches Zeug auf der Haut spüren wollte, aber wem es Spaß machte, das Zeug zu tragen, warum nicht?

Man war hier tolerant. Auch wenn wir anders gekleidet waren, wir wurden nicht angemacht, und so konnte ich in Ruhe meinen Whisky leernuckeln, während sich Suko ein Wasser bestellt hatte und vollauf zufrieden war.

An die Musik hatten wir uns »gewöhnt«. Die neuen Gäste holten sich ihre Gratis-Drinks ab und zogen sich zum größten Teil auf die Plattformen zurück, wo sie sich wie Roboter bewegten.

Einen D. J. sah ich nicht. Mir fiel auch nicht auf, daß mit Drogen gedealt wurde. Was sich allerdings in manchen Büchsen wirklich befand, wußten nur die Trinker selbst. Hoffentlich.

»Da kommt sie«, sagte Suko. Er hatte ziemlich laut gesprochen und stellte sich gerade hin.

Ich schaute nach rechts. So hatte ich die Tür voll im Blick und entdeckte sie ebenfalls. Hinter zwei kahlköpfigen und in Leder gekleideten männlichen Besuchern schob sich Celia Wayne in den großen Raum hinein.

Sie ging nicht zur Tanzfläche. Sie bewegte sich auch nicht auf die Treppe zu, denn die Plattformen und Gitterwege dort oben interessierten sie nicht. Sie blieb zunächst stehen und ließ ihre Blicke schweifen, als würde sie jemanden suchen.

Durch Glenda wußte sie ja Bescheid, daß sie uns hier finden konnte. Allerdings hatte sie uns noch nicht gesehen, da wir etwas seitlich standen. Suko und ich bekamen Gelegenheit, sie zu beobachten. Celia hatte sich nicht umgezogen. Sie trug noch immer ihre Jeanskleidung und sah völlig normal aus.

Ich dachte wieder daran, was uns die alte Schwester Larissa erzählt hatte. Auf meinem Rücken spürte ich ein kaltes Kribbeln.

Celia strich über ihre Haare. Langsam setzte sie ihren Weg fort.

Einen neuen Gast irritierte das grüne Licht zunächst. So war es schließlich auch bei uns gewesen. Es dauerte einen Weile, bis die Augen mit den Lichtverhältnissen zurechtkamen.

Dann sah sie uns.

Urplötzlich, als hätte ihr jemand einen Tipp gegeben, drehte sie den Kopf und schaute in unsere Richtung.

Ich lächelte kurz, als sich unsere Blicke trafen. Celia tat nichts. Sie atmete nur ein, was wir genau sehen konnten, aber ich glaubte auch, sie satt und zufrieden lächeln zu sehen, was allerdings nicht unbedingt

sein mußte.

Neben uns war noch genügend Platz. Celia Wayne steuerte die Theke an. Sie nickte, als sie sich neben mich stellte. »Hi, so sieht man sich wieder.«

»Sicher.«

»Aber ein Zufall ist es nicht«, sagte Suko sofort, um die Fronten zu klären. »Stimmt.«

»Dann wollten Sie uns sprechen?«

»Klar.« Sie fixierte Suko regelrecht. Yvonne hatte uns nicht aus den Augen gelassen. Sie kam und erkundigte sich erst gar nicht nach Celias Bestellung. Automatisch stellte sie ihr den grünen Drink hin.

»Danke.«

»Da habt ihr euch ja gefunden, wie?« Celia hob die Schultern. »Haben die beiden schon nach mir gefragt?«

»So ist es. Aber Ärger will ich nicht.«

»Keine Sorge«, beruhigte ich sie. »Wir sind ganz harmlos.« Celia lachte. »Harmlose Bullen…«

»Also doch Bullen!« rief Yvonne. »Wie man sich doch täuschen kann. Ich glaube, ich werde alt.«

»Oder wir werden immer besser«, sagte ich. »Das wäre ja schlimm.« Was sie genau damit meinte, sagte sie nicht.

Yvonne zog sich zurück, denn sie hatte zu tun.

Celia Wayne blieb stehen. Sie trank dieses Zeug. Das zur Hälfte geleerte Glas stellte sie ab, um sich uns zuzuwenden. »Woher wusstet ihr hier vom Peppermint?«

»Wir sind Polizisten«, wich ich aus. »Meine Mutter, wie?«

»Kann sein.« Sie lächelte vor sich hin. Es war kein weiches Lächeln, sondern eher hart und kantig. Ich hätte einiges dafür gegeben, um ihre Gedanken zu erfahren, aber sie hielt sich zurück und schaute immer öfter zur Tür. »Erwarten Sie jemanden«, fragte Suko. »Du kannst mich ruhig duzen. Und du auch, Sinclair. Ja, ich warte auf einen Freund.«

Ihre Sicherheit gefiel mir gar nicht. Irgend etwas mußte in der Zwischenzeit mit ihr geschehen sein, das war zu merken. Sie hatte eine andere Aura bekommen. Man kann so etwas tatsächlich leicht feststellen, meine ich, und irgendwo war ich darin auch geübt. Da ging etwas von ihr aus, das mich störte.

»Wer soll denn kommen?« fragte ich. »Ein Freund.«

»Kennst du den schon länger?« Sie hob die Schultern. »Wie man’s nimmt.« Das Ausweichen paßte mir nicht. Deshalb wurde ich konkret und sehr direkt. »Ist es vielleicht ein Freund aus alten Tagen?« hakte ich nach.

Für einen Moment blieb sie stumm. »Wie meinst du das?«

»Aus der frühen Kindheit.«

»Weiter.« Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. »Aus dem Kloster,

zum Beispiel, als sich eine gewisse Schwester Larissa um die gekümmert hat.«

Jetzt war es heraus, und sie reagierte für mich nicht überrascht.

Aber Celia brauchte Zeit, um nachzudenken. Deshalb griff sie nach dem Glas und trank einen zweiten Schluck. Einen Rest des grünen Gesöffs ließ sie noch drin.

»Ihr habt euch gut informiert.«

»Das gehört zu unserem Job.«

»Und weiter?«

»Wir sprachen auch mit Schwester Larissa«, sagte Suko. »Sie ist zwar eine Greisin, aber ihr Gedächtnis hat nicht gelitten. So konnte sie uns einige Details berichten.«

»Welche denn?«

»Wir sprachen mehr über deine Zeit im Kloster«, sagte Suko. Celia Wayne fing an zu lachen. Mir zumindest kam es aufgesetzt vor.

»Sorry, aber darüber gibt es wohl nichts Großartiges zu berichten. Ich habe die Zeit verdrängt. Sie war nicht gut. Die Nonnen waren auch nicht immer Engel.«

»Wie auch die Kinder nicht.«

»Daran kann ich mich nicht erinnern.«

»Auch nicht an dein Verschwinden?«

»Bitte?« Celia zog sich etwas von Suko zurück, stieß dabei gegen mich und blieb stehen.

»Hat man dir das nicht erzählt?« Suko tat sehr erstaunt. »Du bist damals noch ein Kleinkind gewesen oder ein Baby. Da bist du dann für einige Tage verschwunden gewesen.«

»Ach. Hat man Lösegeld für mich zahlen müssen?«

»Weder die Schwester noch deine zukünftigen Eltern. Die Nonnen haben nicht erfahren, was mit dir geschehen ist. Aber es muß etwas passiert sein, davon war Schwester Larissa auch nach so langer Zeit überzeugt, und sie hat es uns gesagt.«

Celia ging nicht darauf ein. »Bullen, die spekulieren?« höhnte sie.

»Die sind mir neu.«

»Bis wir den Beweis des Gegenteils haben, müssen wir das.«

»Ihr wollt also wissen, wer mich damals entführt hat und wo ich gewesen bin? Deshalb stehen wir hier. Und ihr glaubt, daß ich mich daran erinnere, wo ich doch ein Baby oder Kleinkind gewesen bin? Jeder Mensch weiß, daß sich jemand an seine ersten beiden Lebensjahre nicht erinnern kann.«

»Im Prinzip schon. Wir sehen dich als Ausnahme an.«

»Da bin ich gespannt.«

Suko sprach weiter und kam auf die fliegenden Bestecke zu sprechen. Ich hörte nur mit halbem Ohr hin, da ich mich mehr auf den Bereich des Eingangs konzentrierte, um mir die neu eintreffenden Gäste

anzuschauen.

Bisher war alles normal gewesen. Jugendliche in originellen Outfits oder verrückten Haarschnitten, gegen den der einer Yvonne noch traditionell war. So sah ich Frisuren, in die Muster oder sogar Worte hineinrasiert worden waren.

Für hier, für diese Disco normal. Alles akzeptabel, bis auf einen Gast, der für unseren Geschmack normal aussah, aber nicht in diese Welt hineinpaßte. Nicht nur vom Alter her.

Er war auch kein älterer Gruftie, obwohl er auf den ersten Blick den Eindruck machte. Er trug einen schwarzen Mantel, eine dunkle Baskenmütze, und zwischen Mantelkragen und Mütze stand das bleiche Gesicht wie gemalt.

Es war bleich. Es blieb bleich, denn selbst das grüne Licht schaffte es kaum, die Farbe zu vertreiben.

Ich glaubte nicht daran, daß sich dieser Typ verlaufen hatte. Er kam mir eher vor wie jemand, der etwas suchte. Zudem blieb er stehen und schaute sich um. Er war nicht irritiert. Er suchte einfach einen bestimmten Kontakt. Ich wurde das Gefühl nicht los, daß dieser Besucher noch etwas mit uns zu tun bekommen würde.

Suko hatte sich auch weiterhin mit Celia Wayne unterhalten. Beide sahen den Ankömmling nicht, doch Celia spürte ihn. Sie drehte sich um, nachdem sie mitten im Satz abgebrochen hatte.

Ich verfolgte ihre Bewegungen und sah auch das Leuchten in den Augen, kaum daß sie die dunkel gekleidete Gestalt entdeckt hatte.

Es war ihr Erkennen, ihre Freude darüber, den anderen zu sehen.

Die konnte sie einfach nicht unterdrücken.

Ich tat nichts. Eine Frage verkniff ich mir. Ich wollte sehen, wie es weiterging, denn das Auftauchen dieses Mannes war sicherlich kein Zufall. Sein und Celias Besuch kamen mir wie geplant vor. Als hätten sie sich abgesprochen. Ich bedeutete Suko, ruhig zu sein, weil er sich ebenfalls über Celia wunderte. Sie hatte uns vergessen. Es gab nur den Neuankömmling, auf den sie zuging. Er freute sich ebenfalls, denn er legte seine Hände auf Celias Schultern. Trotz der Distanz zwischen den beiden kam mir diese Begrüßung schon intim vor. Beide lächelten wissend.

»Weißt du, was das zu bedeuten hat?« fragte mich Suko.

»Nein, noch nicht. Aber ich werde den Eindruck nicht los, daß wir bald so etwas wie eine Fortsetzung erleben.«

»Wovon?«

Ich hob die Schultern. »Wir werden es abwarten müssen. Hier bahnt sich einiges an.«

Suko nickte. »Ich habe ja mit ihr gesprochen und hatte den Eindruck, als wäre sie mehr als selbstsicher. Die weiß genau, wo es langgeht, das versichere ich dir.«

»Mir wäre wohler, wenn ich wüßte, was die beiden vorhaben. Die gehören zusammen, die haben sich hier getroffen, und sie haben ein Geheimnis.« Ich kam deshalb darauf, weil sie miteinander flüsterten.

»Geht das gegen uns?«

Ich hob die Schultern. »Wäre mir sogar recht, wenn es dabei bliebe. Aber ich glaube nicht daran. Es wird wohl gegen alles hier gehen.« Ich deutete auf meinen Magen. »Lach nicht, aber das komische Gefühl hat sich wieder eingestellt.« Dabei ließ ich meine Blicke durch den Raum gleiten, ohne allerdings etwas sehen zu können.

»Kannst du das nicht präzisieren?«

»Nein, Suko. Aber wir stehen auf einem dünnen Seil und schauen auf das Pulverfass unter uns, an dem schon die Lunte brennt. Am liebsten würde ich die Disco evakuieren.«

»Du gehst aber hart ran.«

Ich gab ihm keine Antwort mehr, weil sich der Unbekannte von Celia getrennt hatte. Eigentlich hatte ich damit gerechnet, daß sie ihn uns vorstellen würde, aber die beiden trennten sich. Während Celia tiefer in die Disco hineinging, sahen wir den Fremden auf uns zukommen. Das brachte uns in eine Zwickmühle. Wir wollten Celia nicht aus den Augen lassen. Zugleich aber war der Fremde wichtig, und so trafen wir innerhalb der nächsten beiden Sekunden eine Entscheidung.

Suko wollte sich um Celia kümmern. »Bleib du hier stehen, ich folge ihr.«

Er huschte weg, bevor ich dazu noch etwas sagen konnte. Auch der Fremde hatte es gesehen. Er drehte den Kopf nach rechts und blickte Suko für einen Moment nach, ohne aber zu versuchen, ihn aufzuhalten, denn ich stand noch an derselben Stelle.

Ich erwartete den Mann und war zugleich froh, daß Suko die Frau nicht aus den Augen ließ. Das Gesicht unter der Baskenmütze blieb bleich. Es sah aus, als hätte jemand eine dicke Haut über die Knochen gezogen. Die Augen lagen tief in den Höhlen, die Wangen fielen an gewissen Stellen ein. Der Mund war breit, und trotz dieser dicken und mir leicht wellig vorkommenden Haut wirkte das Gesicht schmal und hager. Der Mann hatte seine Hände in seinen Taschen vergraben. Er zog sie hervor, als er mich erreicht hatte.

Wir schauten uns an.

Ich hatte Mühe, dem Blick nicht auszuweichen, denn er war verdammt ungewöhnlich. Ich hatte schon in viele Augen geschaut, und es waren nicht nur menschliche darunter gewesen. Ich kannte die Augen von Vampiren, Werwölfen, die leeren Blicke der Zombies ebenso wie die Augen irgendwelcher Monstren.

Das alles konnte mich nicht mehr erschüttern. Anders dieser Blick.

Er war so fremd, und dies auf eine bestimmte Art und Weise. Ich suchte nach einer Erklärung dafür, gestand aber Schwierigkeiten ein,

sie auch zu finden. Mit dieser Gestalt kam ich nicht zurecht. Der Mann sah zwar aus wie ein Mensch, aber ich hatte den Eindruck, als hielte er seine wahre Gestalt hinter dieser menschlichen Maske versteckt.

Natürlich achtete ich auf die Reaktion meines Kreuzes. Aber da tat sich nichts. Es blieb völlig normal. Es gab keine Erwärmung, also stand kein Dämon vor mir.

Und trotzdem sah ich ihn nicht als einen Menschen an. Ich vertraute da schon meinem Gefühl. Auch der andere beobachtete mich.

Er blieb dabei gelassen. Seine Augen waren kalt, ohne Regung.

»Was wollen Sie?« fragte ich.

»Es geht um Celia.«

»Das dachte ich mir.«

»Sie haben sie besucht, nicht wahr?«

»Moment, was meinen Sie damit?«

»In ihrem Zimmer. Bei Dr. Gordon. Ich weiß, daß Sie zu ihr gekommen sind.«

»Ja, das stimmt. Wir hatten auch unsere Gründe, denn Sie scheinen Celia gut zu kennen und wissen sicherlich auch, über welche Fähigkeiten sie verfügt.«

»Die sollte man ihr lassen.«

»Pardon, Sie haben mich falsch verstanden. Ich will sie ihr nicht wegnehmen. Ich bin zu ihr gekommen, um sie zu beschützen. Möglicherweise auch vor ihren eigenen Fähigkeiten. Oder sehen Sie diese wirklich als normal an?«

»Ganz bestimmt«, gab er nickend zu. »Für mich sind diese Fähigkeiten normal.«

»Das unterscheidet uns dann.«

»Ich möchte auch, daß sie so bleiben. Ich will, daß sich Celia entwickelt. Daß sie nicht gestört wird. Sie muß und sie wird ihren Weg gehen.«

Ich drehte mein Whiskyglas zwischen den Händen, bevor ich einen Schluck trank. »Pardon, aber da komme ich nicht mit. Ihre Worte haben sich angehört, als wären Sie der Vater. Oder ein Erziehungsberechtigter. Aber das sind Sie ja nicht.«

»Nein.«

»Eben. Dann…«

»Ich bin mehr als das«, unterbrach er mich. »Mehr als Sie überhaupt denken können. Ich bin ihr Mentor. Ich bin ihr Beschützer. Ich weiß genau, wann ich sie allein lassen kann und wann nicht. Ich bin immer zum richtigen Zeitpunkt da, um ihr Feinde vom Hals zu halten. Und dabei kenne ich keine Rücksicht, denn da bin ich mehr als ein Vater.«

»Ein Übervater, wie?« fragte ich sehr locker. Nur war mir danach nicht zumute, denn ich wußte, daß die Suppe längst köchelte und wir uns dem Ziel näherten.

»So etwas Ähnliches«, gab er zu. »Ich bin derjenige, der sie im Auge hat. Der immer für sie da ist…«

»Auch für sie da war?«

»Sicher.«

»Damals ebenfalls, als Celia noch ein kleines Kind war und im Heim lebte?«

»Auch zu dieser Zeit hat es mich bereits gegeben«, gab er zu.

Ich zeigte ihm ein versonnenes Lächeln, obwohl mir danach nicht zumute war. »Soviel ich weiß, lebte Celia in einem Waisenhaus bei den Schwestern. Für eine gewisse Weile war sie verschwunden, und keine der Schwestern wußte, wo sie war. Das Rätsel bleibt bestehen.«

»Das weiß ich.«

»Man hat Celia geholt, Meister. Und wahrscheinlich wissen Sie mehr darüber.«

»Viel mehr.«

Er gab es locker zu, und ich bekam plötzlich einen Schauder.

Wenn unsere Theorien stimmten, dann stand jemand vor mir, der Celia entführt hatte. Der aussah wie ein Mensch, aber trotzdem keiner war. Der aus einer Zeit und aus einem Universum stammte, mit dem wir Menschen uns nicht identifizieren konnten.

Ein Besucher aus dem All, der sich als Mensch ausgab und sicherlich geklont worden war.

Wieder blickte ich ihn an. Er schien in meinen Augen die Gedanken und Schlussfolgerungen gelesen zu haben, denn er nickte plötzlich.

Ich schluckte. Die Gewißheit, vor jemandem zu stehen, der nicht von dieser Welt war, machte mir schon zu schaffen, obwohl ich die Begegnung nicht zum erstenmal erlebte, aber damals spielten noch die Psychonauten eine Rolle oder das amerikanische Militär.

Hier war nichts von dem.

Hier stand ich in einer völlig normalen Disco einem Außerirdischen gegenüber, dem kein Mensch ansah, daß er zu dieser Gruppe von Spezies gehörte. Da konnten einem schon die Knie weich werden. Wenn ich das hier herausgeschrieen hätte, niemand hätte mir Glauben geschenkt. Der Mann mit der Baskenmütze wäre als skurriler Gast eingestuft worden, aber nicht als Fremdling von den Sternen.

Er war gekommen, hielt die Trümpfe in der Hand, und er hatte etwas vor. Zunächst hielt er mich praktisch im Zaum, denn von Celia sah ich nichts. Um sie drehten sich meine Gedanken. »Was habt ihr damals mit ihr gemacht?« fragte ich leise. »Ich weiß doch, daß sie entführt worden ist. Sie haben es selbst zugegeben, aber warum taten Sie es?«

Er hob die Schultern. Gab sich locker. Die Spannung schwand allmählich aus seinem Körper. »Wir wollten alles genau kennen lernen. Menschen waren wichtig für uns. Und Menschen werden als Babys geboren. Wenig später schon sind sie kleine Kinder. Aber es gibt

da ein Zwischenstadium, und das haben wir ausgenutzt. Wir holten Celia zu uns, und wir haben sie untersucht.«

Ich lachte ihm bissig ins Gesicht. »Ja«, sagte ich. »Sie haben sie untersucht, wie man so schön sagt. In diese Antwort kann man vieles verpacken. Was haben Sie mit dem kleinen Kind getan? Oder was haben Sie Celia angetan?«

»Wir lernten sie kennen«, sagte er. »Alles lernten wir kennen. Das Äußere und das Innere.«

»Sie taten ihr weh, wie?« Ich hatte die Frage bewußt gestellt, um ihn zu locken und mehr Details herauszufinden.

»Nein, überhaupt nicht. Niemand tat ihr weh. Wir haben Geräte, von denen ihr nur träumen könnt. Sie hat nicht mal geschrien. Aber wir haben alles bekommen, was wir brauchten.«

»Dann kam Celia zurück.«

»Ja.«

»Warum laßt ihr sie jetzt nicht in Ruhe? Ihr habt einen Erfolg errungen. Ihr wißt über den Körper eines Menschen Bescheid. Laßt sie doch in Ruhe.«

»Nein, das können wir nicht.«

»Ach – wollen Sie die junge Frau wieder zu sich holen?«

»Das hatte ich nicht vor, aber wir haben ihr noch etwas mit auf den Weg gegeben, was ein Fehler unsererseits war und sich im Laufe der Zeit erst entwickelt hat. Dazu mußte Celia ein gewisses Alter erreichen. Erst dann kam die andere Kraft richtig durch.«

»Ja, ich verstehe«, sagte ich langsam. »Sie ist in der Lage, wie ein Magnet zu wirken.«

Er nickte.

»Sie zieht Gegenstände an. Und daß ihr so etwas gelingt, das hat sie Ihrer Behandlung zu verdanken, nehme ich an. Ob es bewußt oder unbewusst geschah, weiß ich nicht, aber es ist nun mal so gewesen. Sehe ich das richtig?«

»Sehr gut. Sie ist etwas Besonderes. Es unterlief uns wohl ein Fehler, und den müssen wir korrigieren. Wir wollen nicht, daß Menschen über sie Bescheid wissen. Wenn doch, dann muß ich alles tun, um zu verhindern, daß diese Menschen reden.«

»Alles?« fragte ich.

Er starrte mich an, und sein Blick war dabei noch kälter geworden.

»Ja, alles!«

Das ließ tief blicken, und ich wußte auch, daß es tatsächlich alles einschloß – Mord inklusive. Danach brauchte ich den Fremden erst gar nicht zu fragen, sondern sprach davon, daß einige Menschen bereits über Celia Bescheid wußten. »Es ist mir bekannt. Es macht mir aber nichts, denn ich habe bereits damit begonnen, gewisse Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen.«

Ich wurde jetzt konkret. »Soll das heißen, daß es schon einen Toten gegeben hat?«

»Ja.«

»Wer?« Ich konnte es mir vorstellen, wollte es aber von ihm wissen, und war nicht überrascht, als er sagte: »Dieser Arzt Dr. Gordon wußte bereits zu viel. Er war der Anfang.«

Ich blieb ruhig, obgleich es in mir brodelte. »Und was ist mit der Mutter?«

»Sie lebt noch, aber sie wird ebenfalls an die Reihe kommen. Doch das hat Zeit.«

»Klar«, erklärte ich, »denn es gibt noch andere Personen, die aus dem Weg geräumt werden müssen.«

Er nickte und blieb dabei sehr ernst. »Eine Person davon steht direkt vor mir…«

***

Celia Wayne wußte, was geschehen würde, und sie wollte es nicht unbedingt mitbekommen. Deshalb hatte sie sich nach dem Gespräch mit dem Fremden so rasch wie möglich entfernt. Sie kannte sich in der Disco aus und war schnell gelaufen. Dabei glaubte sie auch, den Chinesen als Verfolger gesehen zu haben, aber sie war sich nicht ganz sicher. Jedenfalls wollte sie allein sein und die Disco dabei auch nicht verlassen. Es gab nur eine Chance.

Hinter der Theke, wo die Dunkelheit nicht von dem grünen Kunstlicht vertrieben wurde, existierte eine schmale Tür. Es war der Notausgang. Er führte gleichzeitig zu den Toiletten, auf die man um diese Zeit noch gehen konnte.

Celia zerrte die Tür auf, hielt sie fest und drehte sich auf der Schwelle stehend um. Sie suchte nach ihrem Verfolger, der im Moment allerdings nicht zu sehen war. Er schien von den wogenden Leibern der Tänzer verschluckt worden zu sein.

Es lief gut. Celia huschte in den düsteren Toilettengang, wo die Wände noch das nackte Mauerwerk zeigten. Der Verputz hatte sich an zahlreichen Stellen gelöst. Die rötlichen Ziegelsteine waren zu sehen. An gewissen Stellen waren sie auch besprayt und bemalt worden, aber die Farben verschwammen im düsteren Licht der Notbeleuchtung. Im Gang stank es nach alten, feuchten Lappen, die niemals ausgewrungen worden waren.

Die Toilettentür lag an der rechten Seite. Mit der Schulter wuchtete Celia sie auf, hörte einen leisen Schrei und sah ein junges Mädchen, das zurückgegangen war und beide Arme schützend vor sein Gesicht gerissen hatte.

»Kannst du nicht aufpassen, du Miststück? Scheiße, bald hättest du mir das Gesicht eingeschlagen.«

»Sorry.«

»Ja, geh schon auf den Topf.«

Celia war durch den Vorraum geeilt und dorthin gelangt, wo die Toiletten lagen. Tür reihte sich an Tür. Insgesamt fünf waren es. Keine Tür schloß direkt mit dem Boden ab. Das gelbschwarze Fliesenmuster setzte sich auch in den Toilettenräumen fort.

Celia hatte sich für die letzte entschieden, stieß die Tür zu und ließ sich auf die Schüssel fallen. Sie atmete tief durch und schloß die Augen, als wollte sie nichts mehr mitbekommen.

Aber das traf bei ihr nicht direkt zu. Zwar blieb ihr die Kabine mit den schmutzigen Innenwänden verborgen, aber durch ihren Kopf geisterten wieder die Bilder der Erinnerung. Wie ein Diavortrag.

Sie wurde von einer dürren Gestalt gehalten, die geschlechtslos zu sein schien. Dann wurde sie hingelegt. Das Licht über ihr verteilte sich wie zahlreiche Sonnen. Man zog sie aus. Sie wimmerte. Sie hörte sich als Kleinkind wimmern und hielt sich dabei selbst die Ohren zu, um sich diese Geräusche nicht mehr anhören zu müssen.

Aber das Wimmern blieb. Eine Erinnerung an so frappierende Dinge ließ sich einfach nicht abstellen. Da hatte es auch keinen Sinn, wenn sie sich die Ohren zuhielt.

Sie ließ die Hände sinken.

Die Umgebung war noch vorhanden, aber sie war in den Hintergrund getreten. Zu plastisch waren die Erinnerungen an damals, als man sie von dieser Welt weggeholt hatte.

Celia war sehr klein gewesen – und sehr jung. Gerade mal zwei Jahre alt. Die Bilder, die ein normaler Mensch längst vergessen hätte, drängten sich bei ihr wieder durch. Sie lag in einer kalten, hellen und fremden Umgebung. Man hatte sie ausgezogen, und über ihren Körper glitt etwas Kaltes hinweg.

Metall…

Sie hörte sich wimmern. Und sie vernahm die Stimmen der Fremden. Sie unterhielten sich, aber sie redeten in einer Sprache miteinander, die Celia nicht verstand.

Etwas passierte mit ihrem Körper. Dünne Nadeln oder Sonden drangen in ihn ein. Auch nach so langer Zeit krümmte sich die auf der Toilette sitzende Frau, aber sie spürte keine Schmerzen. Sie merkte wohl, wie die Sonden immer tiefer in den kleinen Körper hineinglitten, und sie nahm auch die Stimmen der anderen wahr.

Zischelnd und flüsternd. Hoch und sirrend zugleich. Sie kriegte plötzlich Angst, weil sich die Stimmen veränderten und sich zugleich entfernten. Sehr weit und hoch. Sie verschwanden. Sie schienen in den Himmel hineinzugleiten.

Die Bilder verschwammen. Allmählich verloren sie die Schärfe.

Dann lösten sie sich vollständig auf, und die Realität holte sie wieder

ein. Celia Wayne erkannte die bemalten Wände der Toilette, und sie hätte sich eigentlich besser oder sogar gut fühlen müssen. Das war nicht eingetreten, denn etwas mußte mit ihr in den letzten Minuten geschehen sein. Sie hob den Arm, wollte durch ihr Haar fahren – und gab einen leisen Schrei ab.

Da war kein Haar mehr.

Die Handfläche war über die blanke Kopfhaut hinweggewischt.

An der Stirn stoppte Celia die Bewegung. Sie brachte es endlich fertig, den Kopf zu drehen.

Das räumte ihre letzten Zweifel aus.

Ihre Haare lagen neben der Toilette. Sie waren ihr ausgefallen.

Eine ungemein starke Kraft mußte sie ihr so raffiniert ausgerissen haben, daß sie nicht mal Schmerzen gespürt hatte.

Die junge Frau stöhnte auf. Sie preßte beide Hände gegen den Magen wie jemand, der eine Übelkeit unterdrücken will. Etwas war mit ihr geschehen, und sie konnte sich nicht vorstellen, warum dies alles so passiert war. Aber es hing mit der Vergangenheit zusammen, denn sie hatte Celia wieder eingeholt.

Das Gefühl kannte sie. Es steckte in ihrem Körper fest. Es war immer dann eingetreten, wenn dieser Kontakt mit der Vergangenheit zustande gekommen war.

Das Kribbeln unter der Haut. Eine Ausdehnung des Blutes, die eigentlich keine war. Sie fühlte sich leicht und zugleich stark. Etwas anderes war in ihr. Da hatte sich ein uraltes Erbe wieder gezeigt, das ihr einmal eingepflanzt worden war.

Sie stand wieder auf. Vor der Toilette blieb sie stehen und schaute an sich hinab.

Noch immer trug sie ihre Kleidung, auch die Schuhe, das war alles ganz normal, aber sie wußte genau, daß sie, wenn sie in den Spiegel schaute, anders aussehen würde.

Das Kichern störte sie. Zwei Mädchen hatten den Raum betreten.

Sie unterhielten sich über irgendwelche Typen, dann schlugen Türen zu, und Celia hatte freie Bahn.

Sie verließ ihre Kabine. Hastig schob sie die Tür auf, den Blick auf den Durchgang zum zweiten Raum hin gerichtet, wo auch die Waschbecken mit den Spiegeln darüber an der Wand befestigt waren.

Ein Spiegel war ihr Ziel. Auch wenn sie sich fürchtete, sie wollte endlich wissen, was mit ihr geschehen war. In das Innere konnte sie nicht hineinschauen, denn das hatte sich verändert. Da war das Vibrieren einfach vorhanden und wurde auch schwächer. Sie kannte die Kraft. Sie kannte das Kribbeln, das schon einer Sucht glich, und sie wußte, daß diese Sucht einzig und allein dem Metall galt.

Die Magnetfrau!

Sie war es. Und sie würde es auch bleiben. Das war ihr plötzlich klar.

Mit jedem Schritt, den sie ging, gewöhnte sie sich mehr daran.

Sie sah sich als etwas Besonderes an, sah jetzt die Waschbecken und vor allen Dingen die darüber hängenden Spiegel.

Ihr Blick fiel gegen den ersten.

Es reichte aus.

Kein tiefes Erschrecken mehr, nicht mal ein Zusammenzucken. Celia hatte mit der Veränderung gerechnet und sie auch akzeptiert.

Aber sie wollte sich genau anschauen, bevor sie den Raum verließ und zurück in die Disco ging.

Das kalte Lächeln wies auf die stumme Vorfreude hin, die sie schon jetzt empfand. Dann stemmte sie ihre Hände auf den Rand des Waschbeckens und betrachtete ihr Gesicht und den Oberkörper im Spiegel. Ganz genau.

Das Gesicht war am wichtigsten!

War es ihres?

Ja, aber es hatte sich verändert, und das lag auch am Verlust all ihrer Haare. Der Kopf war kahl, sah blau aus und glänzte metallisch.

Das Gesicht hatte die Natürlichkeit verloren. Die Haut zeigte keine einzige Falte. Sie war so glatt, als wäre sie geschliffen worden.

Eine hohe Stirn. Dann die Augen. Wie in eine Maske hineingebohrt wirkten sie, und die natürliche Farbe war verschwunden, wie auch die Pupillen.

Beim ersten Anblick kam es ihr vor, als hätte man ihr einen Schlag in den Magen versetzt. Was da in den Augen schimmerte, waren Lichter und keine Pupillen. Ein fremdes Licht, gleichzusetzen mit einer anderen Kraft, die nicht von dieser Welt stammte. Es war das Licht, das Celia bereits kannte. Sie hatte es kurz nach ihrer Entführung erlebt. Da war es zum erstenmal aufgetreten und hatte sie regelrecht umstrahlt, sogar geblendet. Diesmal nicht. Es war nur zurückgekehrt und in den Augen geblieben.

An der Nase hatte sich nichts verändert. Auch nicht an den Lippen, die keine hellrote Farbe zeigten. Kurz vor dem Betreten der Disco hatte die junge Frau sie violett geschminkt.

Celia öffnete den Mund.

Ein dunkler Rachen starrte ihr aus dem Spiegel entgegen. In ihm bewegte sich etwas und wurde nach vorn geschoben. Es war die Zunge, deren Spitze dem Kopf einer Schlange glich und sich auch so ähnlich bewegte, denn sie umtänzelte die Lippen.

Jetzt, wo Celia so dicht vor dem Spiegel stand und sich darin genau kontrollierte, fiel ihr noch etwas auf. Der eigentlich so blanke Kopf hatte eine Maserung bekommen. Auf ihm malten sich schwach zwei Zeichnungen ab. Ein Motiv war für sie zuerst nicht zu erkennen. Bei genauerem Hinsehen stellte sie allerdings fest, daß es sich bei diesen Zeichnungen um zwei Monstren handelte.

Es machte ihr nichts aus. Sie lächelte sogar und ließ die Zunge wieder im Mund verschwinden.

Verändert trat sie zurück.

In ihrem Rücken klang zweimal das Geräusch der Spülung auf.

Von den beiden Benutzerinnen wollte Celia Wayne nicht unbedingt gesehen werden, deshalb sah sie zu, den Raum so rasch wie möglich zu verlassen. Im düsteren Gang fühlte sie sich nicht nur wegen der äußeren Umgebung wohler, sie merkte auch, wie der andere Strom durch ihren Körper schoß, was ihr jetzt nichts ausmachte.

Sie war verändert worden, und dieser Strom gehörte dazu. Sie fühlte sich besser als gut, beinahe unbesiegbar, und sie eilte mit festen Schritten durch den düsteren Gang. Celia wollte zurück in die Disco gehen und dort ihre Prioritäten setzen. Sie wußte auch, daß sie nicht anders konnte, denn als Mensch hatte sie diese Kraft nicht besessen.

Das Kribbeln war wie ein Strom. Sie war die Magnet-Frau, und das kam immer stärker zum Vorschein.

Celia betrachtete ihre Hände.

Glatt waren sie. So glatt wie die Haut im Gesicht. Sie ging auch davon aus, daß der Körper nicht anders aussah, und so konnte sie sich als ein Kunstgeschöpf fühlen.

Sie würde in der Disco zunächst nicht auffallen, denn hier liefen zahlreiche ungewöhnliche Typen mit verrückten Outfits herum.

Aber lange würde es nicht anhalten, das wußte sie auch, denn ihr Plan stand fest. Er war ungeheuerlich, aber sie fühlte sich stark genug, und sie hatte auch Rückendeckung.

Mit diesem Bewusstsein öffnete sie die Tür!

***

Suko kam sich zwar nicht vor wie jemand, der die berühmte Stecknadel im Heuhaufen suchte, aber weit war er nicht davon entfernt.

Mittlerweile war der Raum prall gefüllt, und auch auf den Plattformen hielten sich die Gäste auf. Sie standen ebenfalls in den Verbindungsgängen zwischen den einzelnen Inseln, tranken, unterhielten sich oder stierten einfach nur ins Leere.

Die Spur der Celia Wayne hatte Suko noch immer nicht gefunden, aber er konnte sich vorstellen, wohin sie entschwunden war.

Die Richtung hatte er schon verfolgen können, und wenn er die Fluchtlinie erweiterte, gelangte er unwillkürlich an die Tür, die zu den Toiletten führte.

In ihrer Nähe stellte sich Suko hin.

Leider konnte er von seinem Platz den Bereich der Theke nicht sehen und wußte auch nicht, wie es seinem Freund John Sinclair erging. Dieser Typ im schwarzen Mantel und der dunklen Mütze lag Suko

ebenfalls im Magen, und er stufte ihn als sehr gefährlich ein.

Zeit verging.

Auch Suko war ein Mensch mit Nerven, obwohl er sich äußerlich ruhig gab. Hin und wieder war die Tür geöffnet worden, denn auch die Disco-Gäste mußten einem menschlichen Bedürfnis Rechnung tragen.

Nur Celia kehrte nicht zurück. Bei jedem Öffnen der Tür von innen zuckte Suko leicht zusammen, starrte auf eine bestimmte Stelle und war wieder enttäuscht.

Dann erschien eine Frau!

Im ersten Moment wollte Suko lachen, als er die Person sah. Sie hatte sämtliche Haare von ihrem Kopf entfernt, der so hell leuchtete und durch das andere Licht eine leicht grüne Färbung annahm.

Nein, das war Celia Wayne ebenfalls nicht.

Wieder Pech – oder?

Auf einmal schrillte in Suko die Alarmglocke. Es lag daran, daß er die Kleidung der Frau näher unter die Lupe genommen hatte, und dieses Outfit kam ihm bekannt vor.

Eine Jeansjacke, eine Jeanshose. Auch die gleichen Schuhe, die Celia getragen hatte.

An eine Doppelgängerin in punkto Kleidung glaubte Suko nicht.

Für ihn stand fest, daß sie es war, auch wenn sie sich verändert hatte. Gesehen hatte sie ihn noch nicht, und sie blickte auch nicht in seine Richtung, während sie ging. Celia schien ein bestimmtes Ziel im Auge zu haben.

Genau, die Augen!

Suko erinnerte sich daran, daß er sie nur flüchtig gesehen hatte, aber dieser erste, schnelle Blickkontakt war frappierend gewesen.

Die Augen der Person hatten sich verändert. Sie waren so klar und kalt geworden, ein grelles Licht, als wären zwei Punktstrahler eingeschaltet worden.

Damit kam er nicht zurecht. Aber er wollte auch nicht länger darüber nachdenken, weil so etwas Zeit kostete. So heftete sich Suko an Celias Fersen, was sehr leicht war, denn sie war einfach nicht zu übersehen und fiel selbst hier auf. Immer wieder wurde sie angestarrt. Es wurde auch über sie geflüstert, aber sie kümmerte sich nicht darum, sondern ging einem bestimmten Ziel entgegen.

Viel Auswahl hatte sie nicht. Das war auch nicht nötig, denn ihr Ziel war die Tanzfläche.

Dort bewegten sich die Gäste. Jeder tanzte für sich allein, nahm den Nachbarn kaum wahr.

Das änderte sich allerdings, als sich Celia Wayne dem Mittelpunkt der Tanzfläche näherte. Plötzlich klaffte dort, wo sie herging, eine Lücke, man machte ihr Platz. Die anderen spürten, daß sie einen

besonderen Besuch bekommen hatten.

Auch Suko konnte jetzt freier gehen. Er blieb aber stehen, als auch Celia stoppte.

Sie stand günstig. Wenn sie den Kopf anhob, konnte sie gegen die Metallplattformen und auch gegen die eisernen Verbindungsstege schauen. Sie tat es auch, und plötzlich überschwemmte Suko das Wissen wie eine gewaltige Woge.

Er wußte jetzt, was diese Person vorhatte. Er kannte ihre magnetischen Kräfte und kannte auch die Wirkung dieser Macht auf das Metall. Er hatte es am eigenen Leibe gespürt. Noch näher trat er an Celia heran. Er schaute gegen ihren Rücken.

Sie hob die Arme wie eine Priesterin, die eine Beschwörung durchführen wollte. Aber sie spreizte die Arme dann auf halber Höhe und streckte sie rechts und links weit aus.

So blieb sie stehen, den Kopf in den Nacken gelegt, die Augen auf ein bestimmtes Ziel gerichtet.

Die magnetischen Wellen waren nicht zu sehen, aber Suko wußte, daß sie ihren Körper um- und durchflossen, und Celia ihre Kraft auf etwas Bestimmtes konzentrierte.

Er mußte es verhindern.

Es waren nur wenige Schritte, bis er sie erreicht hatte, aber sie legte er so leicht nicht zurück, denn schon nach dem zweiten hörte er plötzlich von oben her die Schreie.

Suko blieb stehen. Er schaute hoch – und sah den Grund!

Unter dem starken magnetischen Einfluss hatte sich eine der Plattformen bewegt und war dabei, zur Seite zu kippen…

Der Mann wollte mich töten. Er hatte es mir erklärt, als wäre es die normalste Sache der Welt, und ich brauchte nur in seine Augen zu schauen, um zu wissen, daß dieser Fremde nicht bluffte.

Nein, ein Mensch war er nicht, auch wenn er so aussah. Ich wußte, daß seine Heimat irgendwo im All lag. Daß er auf dieser Welt wandelte, um Erkenntnisse zu sammeln und mit einem alten Erbe wieder Kontakt aufzunehmen.

Gut fühlte ich mich nicht. Der andere ging keinen Schritt zur Seite.

Er starrte mir direkt ins Gesicht, und er schaffte es, seine Aura so zu verstärken, daß auch ich sie mitbekam. Etwas traf mich wie ein Strom. Er brachte mich durcheinander. Ich verhielt mich wie jemand, der in die Enge gedrängt worden war. Ich stieß mit dem Ellbogen gegen die Theke und schob das Whiskyglas zur Seite.

»Du wirst verbrennen«, verkündete er. »Du wirst so verbrennen und vergehen wie dieser Arzt. Es wird dir kaum weh tun, das innere Feuer wird dich vernichten, und du stirbst rasch. Mehr kann ich nicht für dich tun.«

Ich glaubte ihm alles. Ich zog auch nicht meine Waffe, weil ich davon

überzeugt war, daß er sogar mit geweihten Silberkugeln fertig wurde. Das Kreuz brachte auch nichts. Hier stand mir jemand gegenüber, der mir an Kräften haushoch überlegen war.

Trotzdem versuchte ich es. Die Theke war meine Rückendeckung.

Meine rechte Hand fuhr hin zur Waffe. Ich wollte die Beretta ziehen, und das sah auch der andere.

Ich erlebte den gleichen Effekt wie schon einmal. Plötzlich zupfte mir eine unheimliche Kraft die Waffe vom Körper. Ich faßte noch nach, rutschte aber mit der Hand ab und mußte zusehen, wie das Schießeisen durch die Luft tanzte, bevor es dem Boden entgegenglitt und dort liegen blieb.

Der Fremde lächelte. Er breitete die Arme aus und gab sich als Sieger.

Ich war ins Schwitzen geraten. Versucht hatte ich es, nur keinen Erfolg damit erzielt. Welche Chancen gab es noch, dieser Verbrennung zu entgehen?

Im Moment wußte ich keine.

»Ich werde dich jetzt umarmen«, sagte er und kam näher. »Wir werden sein wie Brüder, obwohl wir so verschieden sind.« Seine Hände kamen näher. Sie waren kräftig, aber ich sah auch die langen Finger, tauchte weg und rutschte an der Theke entlang weiter, bis ich wieder gegen das Whiskyglas stieß, das Yvonne, aus welchen Gründen auch immer, wieder bis zur Hälfte gefüllt hatte.

Wenn jemand so in eine lebensgefährliche Enge gedrängt wird wie ich, greift er nach jedem Strohhalm. So auch hier. Hier war es allerdings kein Strohhalm, sondern das Glas.

Ich faßte zu, drehte mich wieder und schleuderte dem Fremden den Whisky ins Gesicht. Ich wollte ihn blind machen, um eine gewisse Zeitspanne zur Flucht zu bekommen.

Die Wirkung war frappierend.

Ja, ich hatte seine Augen erwischt, aber nicht nur sie, denn die Flüssigkeit hatte sich auf dem ganzen Gesicht verteilt.

Der Mann schüttelte sich. Plötzlich fauchte er auf. Dann riß er die Arme hoch und die Hände vors Gesicht. Er krümmte die Finger und wischte über sein Gesicht.

Ich hätte längst verschwinden müssen, aber ich blieb einfach noch stehen und schaute zu. Es war faszinierend, und meine Furcht vor dem Tod war zurückgedrängt worden. Dieser Fremde bekam Schwierigkeiten mit der Haut in seinem Gesicht, das war mir längst klargeworden. Er mochte über gewaltige Kräfte verfügen und auch gegen vieles gefeit sein, aber der Schuss Alkohol hatte ihn geschwächt. Dieser Fremde hatte einfach den Überblick verloren. Seine Hände waren weiterhin gegen die Haut gedrückt. Er schob sie hin und her, mal von rechts nach links, dann von oben nach unten. Alles war sehr

schnell gegangen, und ich sah jetzt meine Chance, wo er sich nicht auf mich konzentrieren konnte.

Ich sprang ihn an und bekam seine Arme zu packen, die ich sofort nach unten riß.

Das Gesicht lag frei!

Ich starrte ihn an, und mein weiterer Plan zerbrach, denn mit diesem Anblick hatte ich nicht gerechnet. Da war nicht mehr diese glatte Haut in seinem Gesicht. Der scharfe Alkohol hatte sie eingerissen und an einigen Stellen sogar gelöst, so daß sie lappig nach unten hing. Was immer dieser Mensch oder dieses Wesen auch als Haut eingesetzt hatte, es war ein Material mit Schwächen.

Und ich wurde mutiger. Der nächste Sprung brachte mich so dicht an ihn heran, daß ich meine Hände in sein Gesicht schlagen konnte.

Nur blieb es nicht dabei. Obwohl es mich schon Überwindung kostete, packte ich die Hautfetzen und zerrte sie nach unten.

Zum Vorschein kam das wahre Gesicht des Fremden, das eines Außerirdischen, und dieser Anblick ließ mich zurückzucken. Nicht weil er so schrecklich war, nein, da kam noch etwas anderes hinzu.

Allein, das Wissen, einen dieser Fremden zu sehen, ließ mich so reagieren. Ich wußte nicht, wer noch alles zuschaute, ich sah nur sein Gesicht. Es hatte nichts mehr mit dem eines kleinen grünen Männchens zu tun.

Es war kalt.

Es bestand aus Metall. Vielleicht auch aus einer Legierung, die wir Menschen nicht kannten. Es glänzte, war zugleich spröde, und der Kopf verzog sich etwas. Auch Augen sah ich darin, nur erinnerten sie mich an Metallplatten, die poliert worden waren.

Wie der Körper aussah, darüber konnte ich nur raten, denn er wurde von der Kleidung verdeckt.

Hinter mir hörte ich einen Schrei. Es zwang mich förmlich zur Drehung. Yvonne hatte zugeschaut. Sie war völlig von der Rolle, aber sie war auch meine Chance.

»Whisky!« brüllte ich sie an. »Eine Flasche. Los, schnell!«

Yvonne war stark. Sie begriff sofort. Sie schnellte herum. Ein Griff, und sie hatte die Flasche. Über den Tresen hinweg warf sie sie mir zu. Sie war schon einmal geöffnet worden, und der Korken ließ sich leicht herausziehen.

Mit der offenen Flasche stürzte sich dem Fremden entgegen. Er war noch immer dabei, sich mit seinem Gesicht zu beschäftigen. Ich aber riß ihm mit der freien Hand die Mütze vom Kopf, hob die Flasche an und kippte sie über dem Schädel aus.

Die Wirkung war phänomenal. Zum erstenmal hörte ich einen Außerirdischen schreien. Es waren ungewöhnliche Laute, so hoch, so schrill und zugleich klirrend.

Der Schädel war völlig haarlos, abgesehen von zwei Stellen, die ungewöhnliche Zeichnungen aufwiesen.

Und diese Zeichnungen lösten sich ebenfalls auf. Sie fingen an zu verdampfen, als wäre ein Muster gelöscht worden, in dem zahlreiche Informationen gespeichert waren, die ein Leben garantierten.

Die Person war durcheinander. Sie drehte sich auf der Stelle. Im Hintergrund sah ich die anderen Disco-Gäste, die zu Statuen geworden waren und zuschauten.

Die Flasche hielt ich fest. Ich hatte sogar Zeit genug, um meine Waffe wieder einzustecken.

Aber der andere kämpfte.

Er löste sich nicht auf, auch wenn er dampfte. Sein Körper verlor an Festigkeit. Gleichzeitig verging auch die normale Form, denn er drehte sich zusammen, so daß er mich mehr an eine Spirale erinnerte, die sich von unten her in die Höhe wand.

Er bewegte sich weiter, dabei drehte er sich auf der Stelle. Das grüne Licht produzierte bei ihm keinen Schatten, denn Schatten und Körper war er selbst.

Ich folgte ihm, weil ich davon überzeugt war, daß ihn die Wand nicht weit vom Eingang entfernt stoppen würde.

Ein Irrtum.

Er prallte dagegen, nein, es war kein Aufprall, denn diese spiralförmige Gestalt hatte ihre dreidimensionale Form aufgegeben und war in einen anderen Zustand übergegangen.

Für ihn gab es keine Hindernisse. Die Wand war da, aber nicht mehr für ihn.

Der Körper drehte sich genau in dem Augenblick in das Hindernis hinein oder hindurch, als ich nach ihm greifen wollte. Ich stieß mir die Knöchel an der Wand, aber der Fremde war darin verschwunden.

Nur seine Kleidung lag vor meinen Füßen. Er selbst war eingetaucht in eine andere Welt, wo die irdischen Gesetze der Physik keinen Bestand mehr hatten.

Ob er überleben würde, war mir unklar, und irgendwo war es mir auch egal, denn sein Versprechen hatte er nicht in die Tat umsetzen können. Ein simpler Whisky hatte ihn davon abgehalten.

Als ich daran dachte, mußte ich lachen…

Es war die Erleichterung, die sich einfach freie Bahn verschaffen mußte. Ich wollte nicht mehr an der Wand stehen bleiben. Mit trottenden Schritten bewegte ich mich auf die Theke zu. Die Flasche hielt ich dabei in der rechten Hand und schlenkerte sie hin und her.

Whisky hatte die zweite Haut zerstört. Ich kam noch immer nicht damit zurecht. Es war einfach unglaublich, aber es hatte keinen Sinn, näher darüber nachzudenken und nach irgendwelchen Lösungen zu suchen. Ich mußte es hinnehmen und war froh darüber.

Am Handlauf hielt ich mich fest und amtete tief durch. Dann stellte ich die Flasche auf die glatte Fläche und merkte doch, wie ich innerlich vibrierte. So einfach ließ sich die Aufregung nicht löschen.

Vielleicht mit einem Schluck Whisky, den ich direkt aus der Flasche nahm. Was mir in diesem Fall gut tat, hatte bei diesem Fremden etwas anderes bewirkt. Die Haut des anderen mußte aus einem höchst sensiblen Material bestehen. Hauchdünn, zwar widerstandsfähig in anderen Welten, aber nicht in unserer Sphäre.

Ich stellte die Flasche ab, schaute nach vorn und nahm erst jetzt die sprachlose und staunende Yvonne wahr, die wohl sprechen wollte, es aber nicht konnte, weil ihr einfach die Worte fehlten, denn so etwas hatte sie noch nie erlebt.

»Danke«, sagte ich. »Du hast mir sicherlich das Leben gerettet, Yvonne.«

Zuerst reagierte sie nicht. Dann fing sie an zu lachen, um sich von einem Druck zu befreien. Schließlich schüttelte sie den Kopf und fragte: »Was war das denn?«

»Einer, der keinen Whisky vertragen konnte«, erwiderte ich.

Sie strich über ihre Kegelfrisur. »Scheiße«, sage sie und bekam eine Gänsehaut. »Ich habe schon viele Typen erlebt, die wenig vertragen können, aber was da passiert ist, will mir nicht in den Kopf. Oder habe ich schiefe Augen?«

»Wieso?«

Sie fragte nicht mich, sondern die Gäste, die sich um mich herum am Tresen versammelt hatten. »He, ihr habt es doch auch gesehen, nicht? Ihr habt gesehen, wie sich der Typ auflöste. Wie er sich so richtig zusammendrehte und durch die Wand huschte. Oder bin ich blöd?«

Darauf gab man ihr keine Antwort. Auch wenn es mehrere Zeugen gegeben hatte, so recht glauben wollte es niemand. Deshalb hoben die meisten auch ihre Schultern.

Damit war Yvonne nicht zufrieden. »Nicht?« rief sie. »Verdammt noch mal, ich bin doch nicht blind!«

Ich umfasste ihre rechte Hand und zwang Yvonne dazu, mich anzuschauen. »Keine Panik, bitte! Sei einfach locker und nimm es hin.«

»Was denn?«

»Alles.«

»Das ist doch Quatsch«, keuchte sie. »Nein, das bringe ich nicht. Das werde ich nie vergessen.«

»Egal wie. Es ist vorbei. Es gibt ihn nicht mehr. Er hat sich soeben zurückgezogen.«

»Du willst ein Bulle sein?« flüsterte sie. Dabei ballte sie die Hände.

»Gibst du dich so leicht mit etwas zufrieden? Sonst fragt ihr doch auch immer nach.«

»Das stimmt. Aber das hier ist kein Normalfall gewesen, wenn du verstehst.«

Sie dachte einen Moment nach. »Das muß ich wohl«, gab sie zu.

»Manchmal erlebt man das Kino auch in der Wirklichkeit. Es war wie beim Terminator. Da konnte auch jemand durch Wände gehen oder hat immer andere Gestalten angenommen. Irre ist das.«

»Wir sehen uns später.«

»He, wo willst du hin?«

Ich wollte es ihr sagen, dachte auch wieder an Celia Wayne, aber die Antwort konnte ich mir sparen. Sie wurde mir von einer ganz anderen Seite gegeben, denn wir Menschen, die wir hier an der Theke standen, hörten die schrillen Schreie der Gäste…

***

Die Plattform senkte sich langsam zur Seite und setzte ihren Weg fort, der sich auch auf die Gäste dort übertrug. Gleichzeitig geriet auch das Verbindungsstück in Bewegung, das als Brücke zwischen zwei dieser metallenen Tanzflächen diente. Es knirschte nicht im Gebälk, sondern im Eisen, denn im rotierenden und zuckenden Licht der Laserbestrahlung war zu sehen, wie sich die Gitter nicht nur bogen, sondern auch verknoteten und die Verbindung mit dem Boden aufzureißen drohte.

Das war der Wahnsinn, und er wurde von Celia Wayne gelenkt.

Sie war der Mittelpunkt. Sie war das Zentrum der Macht.

Die Arme hatte sie jetzt vorgestreckt. Die Hände gespreizt. Sie stand unter dem Einfluss der fremden magnetischen Wellen und war selbst zu diesem lebenden Magneten geworden.

Die Zeichnungen auf ihrem Kopf hatten plötzlich mehr Farbe bekommen oder einen heftigen Energiestoß, denn sie leuchteten auf eine gewisse Art und Weise auf.

Die Schreie waren nicht verstummt. Keiner traute sich, die Plattform zu verlassen, denn der Verbindungsgang wackelte bereits.

Wäre das Eisen weich gewesen, so hätte es Wellen schlagen müssen, aber das war es nicht. Es blieb hart, es kratzte. Es meldete sich. Es schabte in seinen Grundfesten, die sicherlich nicht lange halten würden, denn es mußte einfach zu einem Bruch kommen. Und nicht nur diese Brücke würde in die Tiefe fallen, sie würde gleich zwei Plattformen mitreißen, auf denen sich die Gäste befanden, festklammerten und nicht wußten, was sie noch unternehmen sollten oder konnten.

Auch Suko hatte dies mit einem Blick erkannt. Er wußte auch um das Problem. Wenn es Rettung gab, dann mußte Celia Wayne ausgeschaltet werden, auch wenn sie mit ihrem Leben bezahlte.

Er war in ihrer Nähe.

Kein anderer traute sich an diese Person heran, nur Suko umschlich sie im gebührenden Abstand. Er hatte dabei seine Hand auf den Griff der Beretta gelegt, denn er wollte nicht noch einmal das gleiche erleben wie bei Dr. Gordon.

Die Kraft war bereits zu spüren. Die Waffe zuckte, obwohl er nichts dazu tat.

Dann hob er den linken Arm. Noch einen Schritt mußte er an Celia herankommen, um den Handkantenschlag ansetzen zu können. Er wollte sie in die Tiefe der Bewusstlosigkeit schleudern, aber es kam anders. Der Arm fegte nur ein kurzes Stück nach unten, dann wurde er brutal gestoppt. Suko hatte in die Luft hineingeschlagen, aber in ihr versteckte sich unsichtbar eine Mauer.

Das wurde ihm klar, als die andere Kraft seine Hand zurückschleuderte. Sie hielt Celia Wayne wie einen Mantel umklammert und machte sie fast unangreifbar.

Die erste Plattform schwankte weiter. Wie ein Schiff auf See und bei hohem Wellengang. Von einer Seite zur anderen schaukelte sie.

Jede Bewegung wurde von einem erneuten Schreien begleitet, wie es auch die Zuschauer in einem Wikingerschiff auf dem Jahrmarkt taten.

Nur war dies hier kein Spaß. Die Gäste waren in einer lebensbedrohenden Lage. Jeden Augenblick konnte sich die Plattform von ihrem stempelartigen Unterteil lösen, in die Tiefe fallen, wobei sie den Verbindungsgang und auch die nächste Plattform mit in die Tiefe riß. Dann würde Celia eine Spur des Todes hinterlassen.

Welche Chance blieb?

So schwer es Suko auch fiel, er konnte sich letztendlich nur auf seine Waffe verlassen. Eine Kugel würde die Person stoppen. Er mußte Celia anschießen, sie verletzen, um sie so von ihrer tödlichen Kraft zu befreien.

Suko zerrte die Beretta hervor. Er ging dabei zurück, um nur die Aura zu verlassen.

Für einen Moment schoß ihm durch den Kopf, daß auch eine geweihte Silberkugel abgelenkt werden könnte, weil sie nicht nur aus Silber bestand. Dann wäre sie ja zu weich gewesen. Father Ignatius, der die Kugeln herstellte, gab noch ein anderes Metall hinzu. Das konnte jetzt hinderlich sein.

Suko zog die Beretta und hielt sie sicherheitshalber mit beiden Händen fest.

Über ihm schaukelten die Plattformen. Der Stempel drehte sich bereits. Auf dem eisernen Verbindungsstück hatten sich die Gäste nicht mehr halten können. Sie waren umgestoßen worden, hielten sich aber noch an den Handläufen fest und hingen dort in verdrehten Positionen.

Dann krachte der Schuss.

Im selben Augenblick wußte Suko, daß es der falsche Weg war.

Die Waffe zuckte in seiner Hand. Er hielt sie noch fest, aber die andere Macht hatte sie nach unten gedrückt.

Gleichzeitig drehte sich Celia Wayne.

Sie schien gleich durchzudrehen. Ihre Kräfte konnte sie nicht mehr einteilen, und diese gewaltig magnetische Strömung hatte die Kontrolle über die Disco übernommen.

Auf einmal wirbelten Metallteile durch die Luft. Da wurden Messer und Eispickel vom Tresen her zu gefährlichen Geschossen, und die Menschen warfen sich zu Boden, um nicht von diesen Gegenständen erwischt zu werden.

Die erste Welle der Panik brach aus. Keiner wollte mehr bleiben.

Die Gäste drängten sich dem Ausgang entgegen. Sie behinderten sich gegenseitig. Die Stärkeren schafften es zuerst, und nur die, die auf den Plattformen standen, erlebten weiterhin eine Hölle.

Suko stand einigen Leuten im Weg. Nur dank seiner eigenen Kraft schaffte er es, auf den Füßen und auch in Celias Nähe zu bleiben, die wie eine Statue inmitten des Chaos stand und es unter ihre Kontrolle bekommen hatte. Sie war nicht zu stoppen, nicht auf normalem Wege, das wußte auch Suko. Er blieb trotzdem bei ihr.

Einer kämpfte sich durch das Gewühl und ging gegen den Strom an. Es war sein Freund John Sinclair. Suko sah dessen verbissenes und verzerrtes Gesicht, aber auch er würde keine Chance bekommen.

Dann brach plötzlich die Verbindung zwischen den beiden Plattformen. Vier Gäste wurden in die Tiefe gerissen. Sie hingen noch wie Kletten an den verbogenen Gitterstäben. Ihre Beine schlenkerten und schleuderten durch die Luft, während sich viele Schreie aus zahlreichen Kehlen zu einem einzigen zusammen drängten.

Dieser Steg prallte zu Boden. Er hatte sich dabei von einer Plattform gelöst, aber die anderen zerrte er mit, und die kippten jetzt auch, mitsamt den Menschen.

Suko wußte nicht, wie nahe sein Freund John Sinclair an ihn herangekommen war. Bei ihm war der Punkt eingetreten, wo er seine Umgebung nicht mehr normal wahrnahm. Er fühlte sich allein und von allen Dingen ausgeklammert.

Aber er hatte etwas anderes getan.

In der rechten Hand hielt er seinen Stab. Und damit konnte er die Zeit anhalten und diejenigen Personen zu starren Figuren machen, die in Rufweite standen.

Er mußte es versuchen, auch wenn ihm nur fünf Sekunden blieben.

Und dann schrie er das Wort.

»Topar!«

Wer in seiner unmittelbaren Umgebung das magische Wort gehört und in dessen Einfluss geraten war, das interessierte ihn nicht, denn

Celia Wayne allein war wichtig. Sie mußte ausgeschaltet werden, und Suko sah, daß sie ebenfalls dieser Magie hatte Tribut zahlen müssen und sich nicht mehr bewegte.

Die Kraft des Stabs schien sogar Einfluss auf das Magnetfeld gehabt zu haben, denn Suko konnte sich der jungen Frau nähern, ohne groß behindert zu werden.

Er war völlig konzentriert. Die Umgebung gab es nicht mehr. Nur noch Celia.

Dann schlug er zu.

Und diesmal traf er die starre Gestalt. Seine Handkante traf den Punkt, den er auch anvisiert hatte. Es war genau die Stelle, die man kennen mußte, und Suko gehörte zu den wenigen Fachleuten.

Celia Wayne fiel um wie ein Brett!

Suko wollte sie nicht auf den Boden knallen lassen. Er fing sie noch ab, ließ sie dann nach unten rutschen, und sie hatte kaum den Boden berührt, als die fünf Sekunden vorbei waren.

Das Leben hatte ihn wieder. Damit auch die Schreie der Verletzten, die andere Panik, an die Suko zuvor nicht gedacht hatte. Jemand sprang auf ihn zu.

Suko hob den Kopf an.

Es war sein Freund John Sinclair!

Ich hatte alles mitbekommen. Bis zu dem Punkt, als Suko das magische Wort Topar gerufen hatte. Es war auch an meine Ohren gedrungen, und ich hatte mich für die Dauer von fünf Sekunden einfach nicht mehr bewegen können.

Jetzt lief alles normal.

Wir schauten auf Celia Wayne.

War sie bewusstlos, oder hatte sie diesen Treffer überstanden? Sekunden vergingen, in denen keiner von uns sprach. Wir blieben um Celia herum hocken und konnten uns leider nicht um die anderen Gäste kümmern und ihnen helfen, denn Celia war das Pestgeschwür, das ausgetrocknet werden sollte.

Sie bewegte sich nicht. Sie lag auf dem Rücken. Die Augen standen offen. Sie starrten zur Decke, und wir sahen in ihnen nicht die geringste Spur von Leben.

Um uns herum vibrierte der Boden. Die letzten Gäste verließen die Disco fluchtartig. Ich aber hob den Kopf und schaute Suko an. Er las die Frage in meinen Augen und hob die Schultern. »Ich hoffe nicht, daß sie tot ist, John.«

»Das weiß ich, aber ich kenne auch deine Schläge.«

»Er ist genau angesetzt worden. Ich habe nicht zu fest geschlagen!« Seine Stimme klang so wie bei einem Menschen, der wirklich von seinem Tun überzeugt war.

»Okay, es muß was geschehen.« Ich faßte Celia an. Natürlich hatte

ich ihre Veränderung längst gesehen, und ich ging auch davon aus, daß dieses Erbe sie das Leben kosten würde.

Als ich sie schüttelte, öffnete sie plötzlich die Augen. Nein, es war kein richtiges Öffnen. In diese beiden Ovale hinein trat ein silbriges Leuchten, das nicht auf diese beiden Ziele beschränkt blieb und weiter zum Kopf hin wanderte, wo sich die Tätowierungen abzeichneten. Für mich waren sie die Verbindung zwischen dem Menschen Celia und den Wesen aus einer anderen Galaxie.

Keiner von uns beiden konnte den Schauer unterdrücken, als sich die drachenähnlichen Male erhellten und der jungen Frau einen gewissen Kraftstrom gaben, denn sie war plötzlich in der Lage, noch einige Worte zu sagen.

»Sie holen mich wieder zurück…«

Wir empfanden diese Aussage als furchtbar, ebenso den Klang ihrer Stimme, der uns störte, denn sie schien aus einem hohlen Gegenstand zu dringen.

Ich wollte etwas sagen, auch Suko setzte dazu an, aber Celia Wayne hatte es besser gewußt.

Die anderen holten sie. Sie hatten ihre Zeichen hinterlassen, und wir schauten zu, wie sich der Körper der jungen Frau von innen her auflöste. Es war ein Verbrennen der besonderen Art, denn gleichzeitig drückte er sich zusammen und auch in den Boden hinein, denn er war zu einer schimmernden Spirale geworden.

Ich hatte es schon bei dem Aufpasser oder Bewacher gesehen und wußte, daß wir ihr nicht mehr helfen konnten.

Suko wollte zugreifen. Er zuckte zusammen, als er den Körper nicht mehr spürte, ihn aber noch sah, denn er hatte seine normalen drei Dimensionen verloren.

Er wurde eins mit dem Boden. Er drehte sich hinein und sank vor unseren Augen tiefer in die Unendlichkeit.

Dann war er weg. Wir schauten uns an.

Suko nickte, bevor er flüsterte: »Du hast recht, John, die anderen haben sie wieder geholt. Celia war nur ein verdammt kurzes Gastspiel auf dieser Welt vergönnt gewesen…«

Es dauerte nicht mal fünf Minuten, da wimmelte es von Helfern in der Disco. Suko und ich hatten uns an die Theke zurückgezogen, wo eine zitternde Yvonne stand, die immer nur den Kopf schüttelte und mit sich selbst sprach.

Wenn es ein Glück im Unglück gibt, so war das hier der Fall gewesen, denn keiner der Gäste war gestorben. Es hatte einige Verletzte gegeben, aber nicht zu schwer, das hatten wir bereits herausgefunden.

Viel sprachen wir nicht. Jeder hing seinen Gedanken nach und mußte diesen Fall verkraften. Eine derartige Begegnung hatten wir

auch noch nicht erlebt, und das wollten wir auch nicht noch einmal durchmachen, wie Suko mit großer Bestimmtheit sagte.

Ich gab ihm recht.

»In Zukunft werde ich eine Flüssigkeit mit ganz anderen Augen ansehen, ob du es glaubst oder nicht.«

»Welche denn?«

»Whisky, Suko. Ganz normalen Whisky. Daß er einmal zu meinem Lebensretter werden würde, das hätte ich mir nie träumen lassen. Aber es zeigt auch wieder, daß nicht alles perfekt ist.«

»Stimmt.« Suko lächelte seit langer Zeit mal wieder. »Selbst Außerirdische nicht…«

ENDE des Zweiteilers